

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 17. August 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 46.

Erkämpft.

Novelle von M. Frank.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.
V. 11. / IV. 70.

Beinahe ein Vierteljahr war seit jenem verhängnisvollen Abend verfloßen. Römer hatte seit vier Wochen die immerhin etwas geräuschvolle Hotelwohnung verlassen und war in eine reizende, ganz in der Nähe liegende Villa gezogen. Louises Vorschlag, ihn in ihre kleine Behausung zu bringen, da Otto bereits seit vierzehn Tagen mit Frau Jordan nach Lichterfelde übergesiedelt sei, war bei Römer auf heftigen Widerstand gestoßen. Der Geheimrath Hein, der schon längst die Stelle des Arztes mit der des Hausfreundes vereinigte, hatte aber die glückliche Auskunft gefunden, den noch immer recht schwer Leidenden in eine Villa überzusiedeln, die einer seiner Freunde behufs einer Reise ins Ausland auf mehrere Wochen verlassen hatte.

Es war ein herrlicher Herbsttag, als Römer in Kissen und Decken gepackt auf der von Weinlaub umrankten Veranda lag. Neben ihm saß Louise mit einer Handarbeit beschäftigt, während Geheimrath Hein mit der noch immer sehr stattlichen Frau Römer im Garten auf- und niederging.

Römers Züge zeigten noch wenig von der Kraft und Energie früherer Zeiten. Die Augen waren eingesunken, der Mund war bald matt und theilnahmlos, bald wieder unnatürlich funkelnd. Die Finger spielten nervös mit den Blättern eines Buches, das aufgeschlagen auf seinem Schoße lag.

„Soll ich weiter lesen, Ernst?“ fragte Louise mit ihrer sanften herzogwinnehenden Stimme.

„Ich danke Dir; das Gespräch mit dem Geheimrath, der heute mehr denn je zum schleunigen Aufbruch nach dem Süden mahnt, hat mich so alterirt, daß es mir lieb wäre, wenn Du mich allein liehest.“

Die Worte klangen bitter, aber er fuhr dabei sanft über ihre Hand, als sie seine Kissen zurecht rückte, und fügte freundlich hinzu: „Du mußt schon noch eine Weile mit mir Geduld haben, meine kleine Samariterin.“

„O wie gern wollte sie das, wenn er sie nur überhaupt“

bei sich duldet! Aber so erfreut er war, wenn sie mit der Mutter an seinem Krankenlager saß, so geflissentlich vermied er es, mit ihr allein zu sein. Sie hatte das schon lange bemerkt und war stets fortgegangen, wenn Frau Römer ihn verließ, aber heute hatte sie der Geheimrath heimlich ersucht, womöglich bei dem Kranken zu bleiben, so daß ihr Herz doppelt heftig klopfte, als sie nun doch wieder aus seiner Nähe verbannt wurde.

Traurig setzte sie sich im Gartenzimmer ans Fenster. Von hier aus konnte sie Römer beobachten, ohne von ihm gesehen zu werden. Wie oft hatte sie hier schon gesehen, wie oft schon seine lieben theuren Züge studirt, zurückgeblickt in die Vergangenheit und hinaus geschaut in die Zukunft, die trübe und wolken schwer vor ihr lag!

So sehr ihr Herz sich auch dagegen auflehnte, sie konnte sich nicht verheimlichen, daß Römer sie wohl lieb, sehr lieb habe, aber daß er sie nicht liebe. Ihr Vertrauen zu der Kraft ihrer eigenen Liebe, das in der ersten Zeit nach Ottos Genesung ihr felsenfest erschien, war von Tag zu Tag kleiner, zaghafter geworden. Hatte sie ihn nicht gepflegt, wie nur je eine liebende Frau einen Gatten pflegte? Hatte sie nicht durch ihre Aufopferung, ihre unerschütterliche Treue und Hingebung, ihre Fassung in den schwersten Augenblicken, selbst das schroffe verschlossene Herz der stolzen Frau Römer besiegt, die in den ersten Tagen ihr mit einer Bitterkeit und Nichtachtung entgegen getreten war, die nur ihre Liebe zu Ernst sie dulden lehrte? Und was war der Erfolg Ernst gegenüber gewesen? Nur selten sahen Frau Römer und sie das düstere Gesicht sich auf Augenblicke erhellen, um gleich darauf in noch größere Schwermuth zu verfallen, die mit der Zeit, je mehr die körperliche Genesung vorschritt, einer inneren Unruhe und Beängstigung gewichen war, die sehr mit Römers sonstigem festem Charakter kontrastirte. Er war weicher, milder gegen Mutter und Louise geworden, besonders seit er einsehen gelernt hatte, wie

sehr sich Frau Römers sonst so verschlossenes Wesen in der Sorge und Angst um ihn gemildert hatte; aber seine Färllichkeit und Freundlichkeit hatte etwas, das eher die Thränen des Mitleids, als die der Freude, in die Augen der beiden Frauen trieb. Sie fühlten den guten Willen überall durch, ohne die Macht zu besitzen, den Stein fortzuwälzen, der ihn niederdrückte.

An das alles dachte Louise, als sie, die Hände in dem Schoße gefaltet, träumerisch hinaus schaute. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie es kaum bemerkte, als die Thür sich öffnete, und erst aufblickte, als sie die Schritte des Dieners hörte, der ihr einen soeben angekommenen Brief überreichte.

Römer mußte denselben durch die offenstehende Gartenthür gegeben haben, denn er rief Louise zu sich und fragte sieberregt: „Ist der Brief von Deiner Freundin aus Westpreußen? Setze Dich zu mir und lies ihn mir vor, denn Du weißt, wie sehr ich mich nach Nachrichten von — Otto sehne.“

Louise nahm eine Fußbank und setzte sich an seine Seite; war sie es doch gewohnt, ihm stets die wöchentlichen Berichte von Gertrud vorzulesen. Seit sie aber die Wahrnehmung gemacht hatte, daß sich seine innere Erregung nach Eingang dieser Briefe nur steigerte, las sie dieselben nur mit Zittern und Jagen vor. Und doch waren Gertruds Briefe so hübsch und innig, und sie meldete nur Gutes.

Mit einer Treue und Kindlichkeit verstand sie all die kleinen hübschen Züge des frischen Kinderlebens zu berichten, daß man beim Lesen derselben wähnte, den Knaben in Fleisch und Blut vor sich zu haben. Daneben verabsäumte sie nicht, ihrer Freundin ein kleines Bild ihrer eigenen Häuslichkeit zu entwerfen, erging sich in schlichten einfachen Worten, in Schilderung des Friedens, der überall da herrsche, wo jeder im Hause gesonnen sei, den andern glücklich zu machen; berichtete, wie sie mehr denn je sich der häuslichen Geschäfte annehme, mit Otto musizire und seinen Unterricht mit Hilfe des Pfarrers leite. Sie schloß meist mit dem Wunsche, Louise möge in ihrer Umgebung auch den Frieden empfinden, der nicht im äußeren Schimmer, sondern einzig und allein im eigenen Herzen ruht.

Es gehörte Louises vollständige Unkenntniß des Verhältnisses zwischen Gertrud und Römer dazu, um diese Briefe mit jener Unbefangenheit vorzulesen, wie es geschah. Louise ahnte nicht, daß die Worte mehr an ihn als an sie gerichtet waren, und daß die Erregung in Römers Zügen weniger auf die Stellen über Otto als auf diejenigen zu schieben war, die bekundeten, daß Gertrud mit aller Macht gegen die Wünsche ihres Herzens ankämpfte, und in treuer Erfüllung ihrer Pflichten Ertrag suchte für den herben Verlust, den sie erlitten.

Heute war ihr Brief inniger denn je. Louise hatte ihr den bevorstehenden Abschied gemeldet, und sie, der sie ja ihr ganzes Herz geöffnet hatte, wohl tiefer in ihren Schmerz blicken lassen, als es bisher geschehen war.

„Lies die Stelle noch einmal,“ sagte Römer bewegt, als Louise geendet hatte.

Da sie glaubte, er meine diejenige, welche von Otto handelte, begann sie:

„Gestern haben Dein Otto und ich einen wundervollen Spaziergang gemacht. Wir hatten Jaich mitgenommen, um einen Fichtenbaum umzuhauen, der am Rande des Waldes steht. Otto folgte jedem Arzthieb, und ich bemerkte, wie sein liebes herziges Gesicht — wie wird er Dir doch von Tag zu Tag ähnlicher! — ordentlich traurig wurde.“

„Warum läßt Du den Baum umhauen, Tante?“ fragte er mich endlich. „Es wäre ein schöner Weihnachtsbaum für mich geworden; o, Du glaubst nicht, wie viel prächtige goldene und silberne Sterne Mama an meinen Weihnachtsbaum hängt, daß er blitzt und flimmert wie tausend wirkliche Sterne.“

Ich schlang meinen Arm um Ottos Hals und ging mit ihm tiefer in den Wald.

„Den Baum lasse ich abhauen,“ sagte ich, „weil es mich jedes Mal wehmüthig stimmt, zu sehen, wie er sein ganzes Leben lang verurtheilt ist, so getrennt von seinen Brüdern zu stehen. Sieh, wir Menschen haben es so viel besser als die Bäume, wir können hingehen wohin wir wollen, und es liegt nur an uns, uns die Liebe unserer Mitmenschen zu verdienen.“

Wer einsam im Leben dasieht wie jener Baum, der ist selbst daran Schuld.“

Lächle nicht, liebe Louise, daß ich mit dem achtjährigen Kinde so ernste Sachen verhandele. Dein Otto ist eben anders als andere Kinder, man merkt aus allem, was er denkt und thut, daß er eine Mutter gehabt hat, die es verstand, seinen geistigen Blick zu schärfen und ihm die Kindlichkeit und frische Heiterkeit zu bewahren, indem sie selbst mit ihm zum Kinde wurde. — Ich hatte mich daher auch nicht getäuscht. Otto dachte länger an den abgehauenen Baum, als es ein anderes Kind gethan hätte. Als wir bald darauf auf einem Baumstumpf saßen und Brot und Birnen verzehrten, die die liebe Großmutter uns mitgegeben hatte, sagte er sehr ernst: „Tante Gertrud, ich bin kein solch einsames Bäumchen, ich habe Mama, Onkel Ernst und Dich,“ und dabei schlang er seine Arme um meinen Hals und sah mich mit seinen, Deinen Augen so treu und innig an, wie Du es so oft in jenen unvergeßlichen Tagen an seinem Krankenbette gethan hast. — Ich gab ihm recht; er suchte dann hervor, daß auch ich Vater, Mutter, Großmutter, Dich und ihn habe, und wir schwigten lange von Dir und seinem Onkel Ernst. — Sehr glücklich schlugen wir dann singend den Heimweg ein.

Und nun zu Dir, meine herzliche Louise, und zu Deiner großen Kummer. In der tiefen Innigkeit, in der ich ihn mit Dir fühle, in der Art, wie ich Deine Angst und Sorge theile, wie mich Dein liebes Bild seit Empfang Deines Briefes weder bei Tag noch bei Nacht verläßt, fühle ich recht, daß es die lauterste Wahrheit meines Herzens ist, wenn ich Dir zurufe: „Dein Glück ist mein Glück!“ Ich bete zu Gott, daß er die schweren Wolken, die jetzt Deinen Horizont trüben, verschwehen möge, und es ist mir seit gestern, als wenn eine Stimme mir zuriefe: „Sei getroßt, Gertrud, Dein Gebet wird erhört!“ Das gebe Gott! Schreibe recht, recht bald wieder, womöglich sofort, nachdem Du diesen Brief gelesen hast, denn mein Herz sehnt sich doppelt nach Nachricht von Dir, da ich Dich so tief innerlich leidend und kämpfend weiß.“

Die letzten Worte hatte Louise fast unhörbar gelesen, das erste Mal hatte sie schon bei den Worten: „Dein Glück ist mein Glück!“ geendet, jetzt aber hatte Ernsts Auge so fragend auf dem ihrigen geruht, daß ihr eine neue Täuschung nicht möglich war.

Sie hatte geendet und senkte das Haupt. Es war ihr unmöglich, den sprechenden Augen jetzt zu begegnen, nun, da ihr ganzes theures Geheimniß klar und offen vor ihm lag.

Eine minutenlange Pause entstand, dann hob Römer Louises Kopf in die Höhe und sagte mit weicher, von ihr so nie gehörter, bewegter Stimme: „Was wirst Du antworten, Louise? Wirst Du Deiner Freundin schreiben, daß es mein innigster Herzenswunsch ist, Dir jeden inneren Kampf zu ersparen? Daß hinfort Dein Glück mein Glück sein soll? — Willst Du mein Weib werden, Geduld mit meinen —“

Weiter konnte er nicht sprechen. Louise war aufgesprungen, schlang beide Arme um seinen Hals, und zum ersten Mal vereinigten sich wieder ihre Lippen zu einem Kuß, der mehr sagte als der Kuß zwischen Bruder und Schwester.

„Doho, sind die Leutchen schon so weit?“ ertönte plötzlich die heitere Stimme des alten Geheimraths, der mit ein paar Sägen die Treppe zur Veranda heraufsprang und Ernst und Louise kräftig die Hände schüttelte. „Nun ich gratulire von ganzem Herzen,“ und sich an Frau Römer wendend, die ihn gefolgt war, fügte er triumphirend hinzu: „Habe ich nicht recht mit meiner Behauptung, daß in der Liebe Ihres Sohnes zu jenem kleinen Frauchen, das da thut, als könne es nicht bis zwei zählen und dabei das größte Einmaleins schlagfertig im Kopf und Herzen hat, der Haken liegt, daß seine Kräfte nicht zunehmen? Sie wollten mich vom Gegentheil überzeugen und haben eine ganze Stunde lang da im Garten mit mir herum disputirt, aber nun? Sehen Sie doch gefälligst Ihren Herrn Sohn einmal an — ist das noch der Dudmäuser, der vor einer Stunde die Flügel hängen ließ wie ein angeschossener Falke?“

Frau Römer hatte auf diese Aufforderung nicht gewartet. Ihr Mutterauge hatte sofort nach dem Betreten der Veranda den

Irrthum ihrer Annahme erkannt. Bewegt schloß sie den Sohn in ihre Arme.

„Möge Gott Dich segnen, mein einziges Kind!“ sagte sie gerührt, und als Ernst Louises Hand in die ihrige legte und sagte: „Segne auch sie, Mutter!“ da drückte sie die Lippen auf deren Stirn und flüsterte: „Von heute ab habe ich zwei Kinder! Gott segne Euch!“

Still und lustig klangen wenige Minuten darauf die mit Champagner gefüllten Gläser an einander.

Der Geheimrath ergriff zuerst das Glas, ließ das Brautpaar mit kurzen herzlichen Worten leben und erging sich dann in neckischer Weise darüber, wie nun mit einem Schlage all die Gewitterwolken zerstreut seien, die bis dahin in wahrhaft erschreckender Weise über der Villa gelagert, wie das junge Ehepaar in vierzehn Tagen dem schönen Süden zuziehen, und Frau Römer die langgewünschte Reise nach ihrem geliebten Falkenhagen antreten könne, wo bis dahin Frau Katherine allein mit dem Inspektor gewirthschaftet hatte.

Als Ernst mit Louise anstieß, beugte er sich tief hinab zu ihr und flüsterte zu: „Schreibst Du heute an Deine Freundin, so gebente bei der Schilderung dieser Stunden ihres Wortes: Dein Glück ist mein Glück! Laß Dein ganzes Herz sprechen und wiederhole womöglich jedes kleine Wort, jeden kleinen Umstand. Ich möchte so gern, daß sie, die uns zusammen geführt hat, auch jetzt und immerdar Theilnehmerin unseres Glückes werde.“

Als der Geheimrath bald darauf mit Frau Römer wie gewöhnlich abends eine Partie Schach auf der Veranda spielte und Ernst sich der Abendluft wegen ins Gartenzimmer zurückzog, folgte Louise ihm unbedrückt. Sie hatte in dieser Stunde, in welcher Ernst ihre Hand kaum einen Augenblick aus der feinen gelassen, aus seinen innigen Blicken ersehen, daß ihm ihre Nähe wohlthuend sei. Als sie dann ihren Kopf an seine Schulter schmiegte und ihm unter Thränen alle ihre Kämpfe, ihre tiefe leidenschaftliche Liebe gestand und zärtlich fragte: „Und Du, Ernst, warum bist Du so still und sagst kein Wort?“ erwiderte er mild, indem er einen zärtlichen Kuß auf ihre Lippen drückte: „Weil ich den Zauber nicht brechen wollte, der für mich darin liegt, Dich so glücklich zu sehen! — Jetzt, nun ich durch Deine Worte, durch Dein sich so voll und ganz hingebendes Wesen Deine große Liebe zu mir erkenne, erwacht ein Gefühl von Frieden in meiner Brust, dem ich lausche wie einer Stimme aus einer andern Welt! — O glaube mir, Louise, wenn jemand entscheiden sollte, wer von uns beiden das heilige Glück dieser Stunde tiefer empfindet, Du oder ich? es würde ihm schwer werden. Wir haben es uns beide erkämpft, wenn auch beide in sehr verschiedenem Kampfe.“

VIII.

Wieder war es Frühling, wieder ein so heiterer sonniger Apriltag als vor sieben Jahren, da wir zuerst die Bekanntschaft des Oberförsters Baum machten. Die Lerchen schwangen sich wie damals jubelnd in den blauen Aether, die Bäume sproßten und grüntem, die junge Saat streckte verlangend die feinen, grünen Stängelchen der belebenden Sonne entgegen. — Alles, was man schaute, sang das große, herrliche Auferstehungslied der Natur.

Auferstehn, ja auferstehn wirst Du,
Mein Lieb, nach kurzer Ruh’.

flüsterten auch die Frühlingsblümchen auf dem Grabhügel, unter dem seit acht Wochen der Oberförster Baum schlummerte, dessen Herz immer ganz besonders dem Erwachen der Natur entgegengejauchzt hatte. Schon im vorigen Jahre war es ihm nur vergönnt gewesen, auf die Kränze und Gertruds Arm gestützt, mühsam den grünenden Rain entlang zu gehen. Aber sein Auge hatte freudig gelächelt wie in seinen besten Tagen. Sein heiterer froher Sinn hatte ihn selten und dann nur auf Augenblicke verlassen — auch dann nicht, als der morische Körper mehr und mehr zusammenbrach. Erst als er gezwungen war, Wochen und Monate lang das Bett zu hüten, kamen Augenblicke des Verzweifels, des Murrens gegen eine müßige, thatenlose Existenz; wie verstand es aber Gertrud, ihm in den un-

zähligen Vorkommnissen des täglichen Lebens zu beweisen, daß wenn sein Sorgen und Mühen um der Seinigen Glück ihm auch klein und gering erscheine, es doch in Wirklichkeit so groß, so inhaltsschwer sei, daß er trotz Krankheit und Siechthum die Pulsader ihres Lebens bleibe.

„Du verstehst es, Mädel,“ hatte er dann wohl dankbar lächelnd gesagt. „Du gibst nicht allein die leiblichen Speisen, die den alten müden Körper ein Bißchen zusammen fügen, sondern Du gibst, was einem Kranken noch mehr noth thut, der Seele den Frieden zurück. Jehu zu eins wollte ich wetten, daß ich hier als der unleidlichste Kranke, der mit sich zerfallendste Mensch läge, wenn ich nicht zwei solcher Engel, wie Dich und meine Alte, an meinem Krankenbett hätte. Gott segne Euch!“

Und mit dem Segen auf den Lippen war er sanft und friedlich in eine bessere Welt hinüber geschlummert.

Wo aber zwei Augen sich auf ewig schließen, da geht wohl die Natur ihren alten Gang fort, als wäre nichts geschehen, aber in den vier Wänden des Hauses, im engen Familienkreise wird es anders und anders. Ring an Ring schließt sich an einander zu einer langen Kette, daß den Hinterbliebenen bang und schwer ums Herz wird und sie sich oft fragen: „Wohin, o wohin?“ Wohl dem, der in solchen Tagen des Schmerzes einen treuen Freund zur Seite hat, der die widerwärtigen materiellen Sorgen des Lebens auf seine Schultern nimmt, der dem trauernden Herzen Zeit läßt, sich selbst wieder zu finden im Gewirre der neuen Welt, und der durch Wort und That bekundet: „Ich will Dir, so viel es in meiner Macht steht, ersehen, was Du verloren hast!“

Ein solcher Freund war für die zurückgeliebene Familie des alten Herrn Römer geworden. Durch eine telegraphische Depesche vom Tode des Oberförsters benachrichtigt, ließ er Louise nicht allein nach Lichterfelde eilen. Da er in Mittenwalde bei Küstrin eine Oberförsterstelle bekleidete und den Nachtzug benutzen konnte, so kam er zeitig genug, um alle Mühewaltungen des Begräbnisses auf sich zu nehmen.

Es war das erste Mal, daß Römer Gertrud wieder sah. Bis dahin hatte Louise wohl jedes Jahr einige Wochen, hatte Otto fast alle Ferien in Lichterfelde zugebracht; er selbst aber hatte seine Urlaubszeit zu großen Reisen nach England, Frankreich, und Italien benutzt.

Jetzt stand er Gertrud gegenüber. Sieben Jahre waren vergangen. Aus dem leidenschaftlichen, verzweifelnden Jüngling jener Abschiedsstunde war ein ruhiger ernster Mann geworden, dessen gedankenvolle hohe Stirn wohl von dem Ernst des Lebens zeugte, welche aber die finsternen Falten verloren hatte, die damals von bitteren Lebenserfahrungen und getäuschten Erwartungen sprachen. Und sie? — Ein einziger Blick auf ihr mildes edles Gesicht zeigte ihm klar, daß sie in Wahrheit den Seelenfrieden gefunden hatte, der aus allen Briefen, die sie an Louise richtete, sprach.

Es wurde den beiden nicht schwer, vom ersten Augenblick an den richtigen Ton zu finden. Wo auf beiden Seiten wahre Zuneigung herrscht, die nicht auf augenblickliches, leidenschaftliches Empfinden, sondern auf tiefe echte Hochachtung gegründet ist, da fällt jedes „Wie“ oder „Aber“ von selbst fort. Indem jeder sich gibt wie er fühlt und denkt, trägt er das Bewußtsein in sich, daß die Stimme seines Herzens in dem andern ein Echo findet, das da spricht: „Die Liebe vermag uns der Himmel, aber in dem großen Kampfe des Lebens tauschen wir ihre Leidenschaftlichkeit gegen ein Gefühl ein, dessen Licht weniger grell und strahlend, aber mild erwärmend und auch beglückend ist — gegen das Gefühl treuer inniger Freundschaft.“

Römer war bis nach dem Begräbnis in Lichterfelde geblieben, dann nach kurzer Zeit wieder gekommen, um den geschäftlichen Nachlaß des Verstorbenen zu regeln und befand sich jetzt mit Louise in Berlin, um die von Lichterfelde gesandten Sachen in der freundlichen Wohnung, die nun Frau Baums und Gertruds fernere Heimstätte bilden sollte, unterzubringen, während die alte Katherine die beiden jüngeren Enkelkinder in Mittenwalde nach echter Großmutterart verhätschelte.

Mit besonderer Vorliebe wählte Römer das behaglichste

Zimmer für das Piano aus; war es doch dasselbe, bei dessen Klängen er so unvergeßlich schöne Stunden verlebt hatte, und mußte er doch, daß in diesem Raume Gertrud den größten Theil ihrer Zeit zubringen würde, daß sie in der Ausbildung ihres schönen musikalischen Talentos einen Ersatz suchen und finden würde für den herben Verlust, den sie kürzlich erduldet hatte.

Jetzt war alles geordnet; noch einmal schweifte sein Blick über Möbel, Bilder und Spiegel und haftete mit besonderer Innigkeit auf Louise, welche am Tische stehend, Schneeglöckchen aus einem mit nassen Moos gefüllten Kasten nahm und die holden Frühlingskinder zu einem anmuthigen Sträußchen ordnete, das in der alten Lichterfelder Blumenvase auf dem Tische prangen sollte.

„Das ist hübsch, Louise,“ sagte er liebevoll und schlang seinen Arm um ihren Leib, „Du verstehst es erst den rechten heimlichen Zauber über das in meinen Augen schon vollendete Werk zu legen. Wer hätte je Lichterfelde um diese Zeit ohne Schneeglöckchen gesehen? Wie werden sie Gertrud anheimeln!“ Und sinnend fuhr er fort: „Erinnerst Du Dich noch der Schneeglöckchen, die wir am ersten Abend in unserer neuen Heimat pflanzten? Wir waren so eben von Italien zurückgekehrt, und ich hatte mit Dir alle Räume des Hauses durchwandert, in denen Du nun als Hausfrau schalten und walten solltest. Der schöne Abend hatte uns dann in das Gärtchen gelockt, und umfingen von dem ganzen Zauber des eigenen Heims durch Dich, deren Liebe ich auf der Reise so tief erkannt hatte, ließ ich Dich zum ersten Mal voll und ganz in meine Seele blicken, theilte ich Dir mit, was ich Monate vorher noch für eine Unmöglichkeit gehalten, daß ich es je einem Menschen vertrauen könnte: mein ganzes Geheimniß, mit all seiner bitteren Wonne, seiner bitteren Qual und —“

Louise hatte die Blumen auf den Tisch fallen lassen. Den Kopf an seine Schulter geschmiegt lauschte sie jedem Wort, das von des Geliebten Lippen floß.

„Und von jenem Augenblicke an,“ unterbrach sie ihn zärtlich, „wurde ich erst in Wahrheit Dein Weib, denn darin, daß Du es mir sagen konntest, sah ich den sichersten Beweis, daß der Seelenkampf, der meinem liebenden Auge ja nicht verborgen geblieben war, den ich mir aber nicht enträthseln konnte, den bittersten Stachel verloren hatte. — O, Ernst, ich war an jenem Abend so glücklich, so glücklich wie nie zuvor im Leben! Aber Du weißt es ja, theurer Mann,“ fügte sie unter Thränen lächelnd hinzu, „ich brauche es Dir ja eigentlich gar nicht zu sagen, aber ich weiß nicht, wenn ich Dich ansehe, dann kommt es mir immer und immer wieder auf die Lippen: Ernst, wie bin ich doch so namenlos glücklich durch Dich!“

„Und ich durch Dich!“ sagte er bewegt. „Aber jetzt müssen wir uns beeilen, denn in einer halben Stunde ist es Zeit, zum Bahnhof zu fahren, um Gertrud und ihre Mutter zu empfangen. Wir müssen ja noch Otto abholen, der vor Begierde brennt, seine neue Pension bei Tante Gertrud zu beziehen. Es ist für mich ein ungemein beruhigender, ja beglückender Gedanke, daß der Knabe, der bis jetzt so ganz die schönen Hoffnungen erfüllt, die wir von ihm gehegt haben, und der mit so großer Liebe an Gertrud hängt, künftig dazu beitragen wird, ihr Leben zu verschönern. Otto hat mir so oft und so berebt davon erzählt, welch ein Entzücken es sei, mit Gertrud zu musizieren, daß ich wohl annehmen kann, daß der Genuß auch von der anderen Seite im gleichen Maße empfunden wird. Glaubst Du nicht auch?“

„Gewiß, Ernst. Weißt Du noch, wie ich vor Freude laut aufjubelte, als Du zum ersten Mal davon sprachst, Gertrud zu bitten, nach Berlin zu ziehen und Otto zu sich zu nehmen? Ist es doch der einzige wunde Punkt in meinem großen Glück gewesen, daß ich das Bewußtsein nicht los wurde, ich hätte mit Deiner Liebe zu mir eine Schuld auf mich geladen gegen das beste edelste Mädchen von der Welt.“

„Und doch kommst Du jedes Mal, wenn Du bei Gertrud gewesen bist, beruhigter über diesen wunden Punkt zurück; hätte es nicht eher das Gegentheil sein müssen, wenn er wirklich stichhaltig gewesen wäre?“

Louise schüttelte sanft mit dem Kopfe.

„Ernst, ich weiß, daß Du Gertruds Größe immer tiefer verstanden hast als ich; mir wäre es, fürchte ich, unmöglich, so von Herzen glücklich und zufrieden zu sein, wie sie es von Jahr zu Jahr mehr geworden ist, wenn man mir Deine Liebe genommen hätte wie ihr.“

„Du vergißt, Louise,“ erwiderte er mild, „daß man sie ihr nicht nahm, daß sie sie selbst gab, nicht wie ein Ding, welches man heute verschenkt, um morgen ein anderes dafür einzutauschen, sondern mit dem vollen heiligen Bewußtsein, daß man es nie wieder erlangen kann; daß man dagegen aber ein Etwas erringt, das zu hoch und mächtig ist, als daß man es in unserer armseligen Sprache ausdrücken könnte. Nenne es „Bewußtsein treuer Pflichterfüllung“, nenne es „Glückseligkeit in dem Glück anderer“, es bezeichnet doch nicht ganz das Gefühl, welches Gertrud in allen diesen Jahren Kraft gegeben hat, das sie zum Sonnenschein, zum belebenden, herzstärkenden Sonnenschein macht für alle, die in ihre Nähe kommen. Ich kenne nur ein Wort, das richtig ihre Gemüthsstimmung bezeichnet, das schöne Wort unseres Heilandes:

„Den Frieden, den die Welt nicht geben kann!“

Die Wissenschaft und die lebenden Thiere.*)

Von Dr. Julius Stinde.

Nachdruck verboten.
Bef. v. 11. VI. 70.

Im Jahre 1876 wurde vom englischen Parlament ein Gesetz erlassen, das geeignet erschien, der wissenschaftlichen Forschung eine Einschränkung aufzuerlegen, die, im Widerspruch mit der ganzen Richtung der heutigen Zeit, das Ansehen, dessen sich die „königlich“ genannte Naturwissenschaft beim Publikum erfreut, gewaltig zu schädigen drohte. Und doch war es dasselbe Publikum, welches auf Grund des bereits Geleisteten von der Naturwissenschaft die größten Segnungen praktischer und erkenntnistheoretischer Art erwartet, dessen Drängen das Parlament nachgab, indem es das erwähnte Gesetz proklamirte. Während sonst im allgemeinen nur die von den Forschern erlangten Resultate für die öffentliche Mittheilung passend erachtet waren, drangen nach und nach die Methoden der Forschung in leicht verständlicher Form unter das Volk, und von diesen war es eine, die bei ihrem Bekanntwerden einen lauten Schrei des Entsetzens hervorrief — die Methode der anatomisch-physiologischen Untersuchungen an lebenden Thieren, welche der Fachmann mit dem Namen der Vivisection belegt hat. Die öffentliche Meinung bemächtigte sich dieses unheimlichen Gegenstandes und

ruhte nicht eher, als bis es eine gesetzliche, wenigstens theilweise Einschränkung der Vivisection erlangt hatte. Auch in Italien wurden Kundgebungen gegen die Vivisection laut, ohne daß jedoch, soweit mir bekannt geworden, die Regierung sich der Demonstration annahm.

Man fragt unwillkürlich, mit welchem Recht das Publikum es versucht, den Forschern die Ausübung der Vivisection verbieten zu wollen, wie es dazu kommt, ein Veto gegen wissenschaftliche Methoden einzulegen, sobald dieselben im Widerspruch mit der Humanität zu stehen scheinen, allein da in der Jetztzeit das Publikum der Vertraute des Gelehrten geworden, der bewundernde Freund des Entdeckers, die vielföpfige Instanz, der die neuesten Probleme und Streitfragen von den Forschern selbst zur Begutachtung unterbreitet werden, so ist die Antwort auf diese Frage nicht schwer. Es behauptet seinen Platz als Vertrauter des Forschers auch dann, wenn es nicht in gewohnter Weise Gelegenheit findet Lob zu spenden, sondern sich veranlaßt fühlt, sich nicht mit allem einverstanden zu erklären, was in den Laboratorien vorgeht.

* Wir machen unsere Leser auf den vorstehenden Artikel, der eine zur Zeit sehr dringende Frage behandelt, noch ganz besonders aufmerksam. D. R.

Das Humanitätsgefühl sträubte sich gegen jenen Theil der Forschung, der das Wissen durch die Zergliederung lebender Geschöpfe zu bereichern sucht, und stellte darum die Frage, ob die an den Thieren in physiologischen Laboratorien verübten Grausamkeiten die Erkenntniß in so hohem Maße förderten und namentlich der praktischen Heilkunde so bedeutungsvolles Material zuführten, daß der erreichte Zweck die Mittel entschuldigen könne. Die von den Verteidigern der Vivisection dargelegten Gründe für die unbeschränkte Ausübung derselben fielen jedoch derart schwach aus, daß das englische Parlament sich genöthigt sah, der öffentlichen Meinung insofern Rechnung zu tragen, als es die physiologischen Laboratorien einer gewissen Kontrolle unterwarf und die Konzession zur Anstellung von Experimenten an lebenden Thieren von mancherlei erschwerenden Bedingungen abhängig machte.

Obgleich nun die Annahme nahe liegt, daß die Beobachtung der zuckenden Organe eines lebenden Thieres, die Untersuchungen künstlicher Veränderungen in dem Organismus eines zerstörenden Bedingungen unterworfenen Geschöpfes doch im Stande sein müßten, die Erscheinungen des Lebens dem Verständniß näher zu bringen, so verhält sich die Sache in Wirklichkeit doch anders.

Nach der Ansicht der Mehrzahl der heutigen Physiologen ist das Leben ein Produkt mechanischer, chemischer Prozesse, und um auf die Frage: „was ist Leben, was ist Seele?“ eine genügende Antwort zu finden, dient die Untersuchung der Lebewesen selbst.

Man erwartet von diesen Untersuchungen eine Antwort, ohne daß sie bisher auch nur andeutungsweise erhalten werden konnte. Denn wenn auch das Komplizierte, Zusammengesetzte, Unverständene so lange in seine Theile zerlegt wird, bis man überall auf weniger Zusammengesetztes und schließlich auf Einfaches kommt, bis zuletzt auf das Molekül selbst, so sind wir nur so klug wie zuvor, denn das Molekül ist nichts Einfaches, sondern wieder ein Komplex von Atomen, in dessen Innerstes kein Auge je zu dringen vermag. Die mechanische Weltanschauung wird auf dem Wege des Experimentes daher nie das Räthsel des Lebens lösen, sondern muß sich desfalls auf das Gebiet der Philosophie begeben, die zu ihren Deduktionen keiner Vivisectionen bedarf, und somit ist der Werth der letzteren für die Lösung der interessantesten Fragen durchaus nicht abzusuchen.

Gewaltig und massenhaft häuft sich dagegen das Material der Einzelbeobachtungen, welche ohne Bezug auf die letzten Fragen freilich Details genug bieten, aber der Verbindung unter einander entbehren und nur dem Wissensdurst, nicht aber der Erkenntniß Rechnung tragen. Hierher gehört zur Illustration des Ebengelegten das berühmte Experiment Braquets, das er die *expérience morale* nannte, und das er anstellte, um die Grenzen der Anhänglichkeit eines Hundes an seinen Herrn festzustellen. Zu diesem Zwecke quälte er seinen Hund, so oft er ihn sah, auf alle erdenkliche Weise. Dann zerstörte er die Augen des Hundes, damit er ihn nicht erkennen könnte, und da das nicht genügte, durchbohrte er das Trommelfell in beiden Ohren und füllte das innere Ohr mit geschmolzenem Wachs. „Dann liebte ich das Thier,“ fährt Braquet in seinem Bericht an die französische Akademie fort, „und nun, da es mich weder sehen noch hören konnte, zeigte das Thier nicht nur keinen Zorn, sondern schien nicht unempfindlich für meine Liebsthungen.“ Die Abhandlung Braquets wurde mit einem Preise gekrönt. Daß die Wissenschaft einen kargerlichen Gewinn aus diesen graßlichen Versuchen zog als der Veranstalter derselben, bedarf keiner Erläuterung, so viel aber wurde doch ermittelt, daß ein grausam gequälter, verstümmelter Hund nicht beißt, wenn statt der Qualen ihm Liebsthungen geboten werden.

Ein ähnliches Experiment, das Bouillard anstellte, hatte nicht einmal dieses Resultat anzuweisen. „Ich durchbohrte,“ sagt Bouillard, „die Stirn eines Hundes an zwei Stellen und führte ein rothglühendes Eisen in jede Hemisphäre des Vorderhirns. Das Thier heulte und schrie und legte sich nieder, als wollte es schlafen; aber so oft es sich bewegte, fing es an wieder zu schreien. Wir versuchten es durch Schläge zur Ruhe zu zwingen (!), aber es schrie nur um so lauter, und nach einigen Tagen war ich genöthigt es zu tödten, da sein Geschrei die Nachbarschaft störte. Klare und definitive Schlüsse konnten aus diesem und einem zweiten derartigen Versuche nicht gezogen werden,“ klagt Herr Bouillard.

Allerdings gehören die eben angeführten Experimente einer älteren Zeit an. Die Fragen, welche sie lösen sollten, sind mehr die der Neugierde als der Wissenschaft. Man wird daher erwarten, daß heute nur dann ein Thier der Vivisection anheimfiele, wenn die Bestätigung einer auf wissenschaftlichem Denken



„Kennst Du ihn?“ Gemalt von F. Thöne.

beruhenden Vermuthung gewünscht wird. Von der Ansicht ausgehend, daß durch Experimente das Nervencentrum ermittelt werden könnte, von welchem die Funktion des Schwitzens abhängig ist, hat Professor Luschinger in Zürich unter Assistenz einer Studentin (!) eine lange Reihe von Versuchen gemacht, die wesentlich darin bestanden, daß die Thiere (Klagen) nach totaler oder halbseitiger Durchschneidung des Rückenmarks wiederholt einer Hitze von 70° C. im Brütöfen ausgesetzt wurden. Aus dem Schwitzen bald der rechten, bald der linken Pfote wurden dann Schlüsse gezogen, deren verwerthbarer Theil sich darauf reduzierte, daß bei dem Phänomen des Schwitzens der cerebrale Nerven einfluß nicht gelehnet werden könnte. Hat die Wissenschaft durch dieses magere Ergebnis gewonnen? Wir müssen mit „Nein“ antworten, denn positive Anhaltspunkte sind aus den Experimenten mit den schändlich gemarterten Klagen für die Erkenntnis nicht gefunden worden. Ebenso wenig vermag die Heilkunde auch nur die Andeutung eines Nutzens aus denselben zu ziehen.

Die Anführung dieses einen Beispiels und die aus demselben gezogenen Schlüsse für seinen wissenschaftlichen und praktischen Werth könnten uns leicht in den Verdacht einer auf Vorurtheilen beruhenden Einseitigkeit bringen, sobald wir den Einzelfall und seine Konsequenzen auf die Vivisektion im allgemeinen ausdehnen und behaupten, daß die Dienste, welche sie der Wissenschaft und der Praxis leistet, wenn sie nicht spezielle therapeutische Ziele verfolgt, in keinem vernünftigen Verhältnisse zu den Qualen stehen, welche sie über die Versuchsthiere verhängt. Da es an Raum fehlt, hier die Zahl der Beispiele zu vermehren, um den Vorwurf der Einseitigkeit zu entkräften, bleibt mir nichts übrig, als auf die Fachzeitschriften hinzuweisen, die mehr als genügendes Material liefern, das zur Bestätigung der eben ausgesprochenen Ansicht dient, wie ich ebenfalls das bei Barth in Leipzig von einem gewiegten Fachmanne edirte Buch: „Die Vivisektion und ihr wissenschaftlicher Werth“ allen für dies Thema sich Interessirenden in gleicher Hinsicht dringend empfehle. Nur einen Fall will ich an dieser Stelle noch der Besprechung unterziehen, weil derselbe als eine glänzende Entdeckung durch Versuche an lebenden Thieren auch durch die Tageszeitungen ging, und somit Propaganda für die Vivisektion zu machen suchte. Diese Entdeckung besteht darin, daß es gelingt, Meeresschweine durch bloßes Klopfen auf den Schädel epileptisch zu machen.

Da das Gegentheil von Klopfen Nichtklopfen ist, wurde aus diesen Versuchen die Mahnung für die Schullehrer abgeleitet, den Kindern keine Ohrfeigen zu verabreichen. So vortrefflich der Rath auch ist, ebenso bekannt war schon längst, daß Erschütterungen und Verletzungen des Schädels zu Krämpfen und epileptischen Zuständen Veranlassung geben können, und lange vor diesen Versuchen mit den Thieren haben Pädagogen die Strafe des Ohrfeigens für gefährlich und unzulässig erklärt. Somit schrumpft diese Entdeckung auch noch zur Bestätigung von alten und bekannnten Erfahrungen zusammen. Abgesehen davon, daß das Wesen der Epilepsie durch die Mißhandlung der Meeresschweine ebenso unklar geblieben ist wie vorher.

Setzen wir aber den Fall, daß es gelänge, auf dem Wege der Vivisektion sicher festzustellen, welche Nervencentra die Funktionen der einzelnen Organe beeinflussen, und welche Veränderungen derselben als Krankheitsursachen auftreten können, so fragt es sich immer noch, ob es gelingen wird, die betreffenden Nervenpartien derart zu behandeln, daß sie im Falle der Störung zur normalen Thätigkeit zurückkehren. Sollte dies möglich sein, so würde die Vivisektion der leidenden Menschheit die größten Dienste leisten können. Bis jetzt haben die gewaltthätigen Eingriffe in den Thierkörper, als da sind Durchschneidung von Nerven, Zerstörungen des Gehirns, elektrische Reizungen, Entziehung der Nahrung, Erhöhung oder Erniedrigung der Temperatur, Eintauchen einzelner Glieder in heißes Wasser u. s. w., wohl Krankheitserscheinungen hervorgerufen, aber genau betrachtet haben sie nur gezeigt, daß wenn der besonnene Gebrauch, den der Arzt, gestützt auf Erfahrungen am Krankenbett, von denselben Methoden macht, übertrieben wird, das Individuum zu Grunde geht. Die Anwendung der Elek-

trizität, der Diät, der warmen und kalten Bäder, warmer Umschläge u. s. w. ergibt sich dem Arzte ohne Vivisektion, und wenn die Therapie in der Behandlung von Diabetes (Zuckerharnruhr), Herzleiden, Gicht, Phthisis (Lungenkrankheit), Krebs und Cholera bis jetzt keinen Vortheil aus den Vivisektionen gezogen hat, so dürfte diese Thatsache schon genügen, um die Bedeutung, welche der Vivisektion von einzelnen Seiten für die Heilkunde zugesprochen wird, auf ein eben so geringes Maß zu reduzieren, wie ihren angeblich großen Werth für die Wissenschaft, für die Erkenntnis.

Daß die Chirurgie der Vivisektion nur in einzelnen Fällen zu Dank verpflichtet sein kann, geht aus der Verschiedenheit zwischen dem Thier- und dem Menschenkörper hervor, und wenn sie dem Chirurgen Vortheile brachte, so geschah dies, weil bestimmte Fragen gestellt wurden, und nicht die Möglichkeit der Bestätigung mehr als hypothetischer Vermuthungen die Veranlassung zu den Versuchen war. Außerdem liegt es dem Chirurgen daran, den geschehenen Eingriff in einen Heilungsprozeß überzuführen, denn sein Zweck ist, eine Heilmethode ausfindig zu machen, sich zu vergewissern, welchen Verlauf eine Verletzung unter diesen oder jenen Verhältnissen nimmt u. a. m. Sind einige Vivisektionen in diesem Sinne gemacht, also durchaus mit dem Hinblick auf ein bestimmtes therapeutisches Ziel, so ist es nicht nöthig, dieselben zu wiederholen, denn die einmal ermittelten Thatsachen finden ihre Verwerthung in der Praxis und werden dem Erfahrungsschatze zugesetzt. Es wäre rigorös, solche vereinzelt Fälle der Vivisektion nicht billigen zu wollen, denn der große Gewinn, den die leidende Menschheit aus denselben zieht, überwiegt das Bedenken gegen die an den Thieren vollzogenen Operationen. Desgleichen fordert die Prüfung von Giften am Thierkörper nur ein kleines Kontingent an Versuchsubjekten, wenn auch der Werth solcher Prüfungen nicht sehr hoch anzuschlagen ist, da der Thierkörper gegen Gifte oft ganz anders reagirt, als der menschliche Organismus, und was Arzneimittel anbelangt, so ist ein Thier nicht befähigt auszusprechen, welche Empfindungen die Darcichung einer Droge in ihm hervorbringt, es fehlt ihm die Ausdrucksweise für Schwindel, Uebelkeit, Kolik, Kopfschmerz, Augenlammern, Ohrenjauchzen u. dgl.

Trotzdem sind Giftprüfungen an Thieren und Vivisektionen aller Art mehr denn je an der Tagesordnung, und namentlich die Versuche, welche den Anschein haben, im ausschließlichen Interesse der Wissenschaft angestellt zu werden, die jedoch in unserem Zeitalter, das sich gerne das humane nennt, den Vorwurf der Grausamkeit nicht von sich abwälzen können. Vor etwa zwanzig Jahren fing man an, die Geschöpfe mit Aether und Chloroform zu betäuben, um sie am Geschrei zu verhindern und wehrlos zu machen, allein in den Experimenten der Nervenphysiologie ist die Anwendung der Betäubung für die Dauer nicht zweckmäßig, da sie die Empfindung herabmindert und die Reaktionen verwischt. Man bediente sich der Chloroformbetäubung deshalb nur im Anfange des Versuchs, um das widerstandslose Thier auf den Vivisektionstisch zu schnallen und für die Operation am lebendigen Leibe in eine geeignete Lage zu bringen. Die Neuzeit hat durch die Entdeckung des Curare, des Pfeilgiftes, ein Mittel erlangt, das die willkürlichen Muskeln lähmt und sie widerstandslos macht, wie einen Kadaver. Um den Erstickungstod zu verhindern, der durch die Lähmung der Athmungsmuskeln eintreten würde, wird die künstliche Athmung eingeleitet, welche darin besteht, daß man mittelst eines Apparates Luft in die Lungen des curarisirten, des gelähmten Thieres bläst, das alsdann der Vivisektion unterliegt.

Allein der Zustand während der Curarelähmung ist ein schauerlicher. Claude Bernard theilt über die Vergiftung durch Curare in der „Revue des deux mondes“ folgendes mit: „Dieser Tod, der den Menschen so sanft und schmerzlos zu überschleichen scheint, ist, wie sich bei näherer Untersuchung ergibt, ganz im Gegentheil von den furchtbarsten Leiden begleitet, die sich die Phantastie vorzustellen vermag. In den regungslosen Gliedern, hinter jenem ausdruckslosen Blicke und unter der Maske des Todes leben Bewußtsein und Empfindung vollständig unver-

leht fort. Der Leichnam vor uns hört und sieht alles, was um ihn vorgeht. Er leidet, wenn man ihn drückt oder reizt, kann denken, fühlen und wollen, nur die Mittel der Aeußerung hat er verloren.“ Das Thier empfindet also auch, während es curarisiert gemartert wird, aber es ist still und ruhig, ein wechlofer Dulder.

Ein Versuch des Herrn Rochefortain, der seiner Arbeit über den „Einfluß der elektrischen Reizung der grauen Hirnsubstanz auf einige Funktionen des organischen Lebens“ entnommen ist, zeigt, welchen Martern ein Thier ausgesetzt wird, um die Nervencentra zu finden, welche nach der mechanischen Anschauung des Lebens irgendwo vorhanden sein müssen. Der Hund wird durch Curare gelähmt, die künstliche Athmung eingeleitet, die rechte Hälfte des Gehirns bloßgelegt. Dann befestigt man eine metallene Röhre in den Warlonischen Kanal einer Speicheldrüse, auch schneidet man den Leib auf, um in den Gallengang und den pankreatischen Kanal ebenfalls ein Röhre einzufügen. Der Versuch besteht nun darin, daß man die Tropfen Speichel, Pankreasflüssigkeit und Galle zählt, die in einem bestimmten Zeitraum den drei Röhren entfließen, einmal mit und einmal ohne elektrische Reizung einer bestimmten Gehirnwundung. Während dieses Experimentes lebte und empfand der Hund, ja er wurde für fernere Versuche aufbewahrt, und doch gelang es nicht, die Centralorgane aufzufinden.

Selbstredend darf nicht behauptet werden, daß die Grausamkeit Zweck der Experimentatoren wäre, und es wäre unhaltbar, ihnen dieselben Vorwürfe zu machen, die man gegen die Freunde der Stiergefechte und der Parforcejagden schleuderte, es ist der Wissensdurst, der als Triebfeder angesehen werden muß. Dieser selbe Wissensdurst führte auch dahin, daß, wenn das Curare die Experimente beeinflussen sollte, einfach die Nerven des Stimmorgans durchgeschnitten werden. Das Thier verstummte nach dem Durchschneiden der Nerven, sein Geschrei belästigt weder den Vivisektor noch die Nachbarschaft. Wäre Bouillard auf dieses Mittel verfallen, so hätte er nicht nöthig gehabt, den Hund zu tödten, dessen mit dem Glühessen verlegtes Gehirn dem Thier Tag und Nacht lautes Schmerzensgeschrei auspreßte.

Bedenkt man nun, daß die Vivisection mit jedem Tage allgemeiner wird, daß hunderte der grausamsten Versuche, sowohl heimlich als öffentlich, von Studenten wie von Lehrern tagtäglich ausgeführt werden, daß diese Versuche oft Stunden, ja Tage lang währen, und die Thiere, die den Versuch überleben, nicht getödtet, sondern für neue Versuche aufbewahrt werden, so ergibt sich, daß in der That diese thierischen Märtyrer der modernen Forschung zu den bedauernswerthesten Geschöpfen gehören und die Methode der Vivisection eine Grausamkeit in sich birgt, die unwillkürlich zur Besprechung des ebenso widerwärtigen als unheimlichen Gegenstandes drängt.

Diese war es auch, welche die Agitation ins Leben rief, die dem englischen Parlament die gesetzliche Einschränkung der Vivisection abnöthigte. In erster Linie wurde darauf hingewiesen, daß die Grausamkeit der Vivisection nicht allein mit den Moralgesetzen, sondern auch mit den Staatsgesetzen in Konflikt gerieth, welche die Mißhandlung von Thieren verbieten und bestrafen, und zweitens, daß diese Methode der Forschung in ihren Jüngern den sittlichen Sinn erlöste, auf den die Entwicklung der wahren Civilisation — der Menschlichkeit — zurückzuführen ist. Schon Shakespeare, der große Kenner des Herzens, läßt in „Cymbeline“ den Arzt die rechte Antwort finden, welche heute noch Geltung hat. Die Königin spricht zum Arzte:

„Laß mich präsen
Die Kräfte deiner Pulver an Geschöpfen,
Die kaum des Hängens werth sind, nicht an Menschen.
Dann will ihr Wirken ich durch Gegenmittel
Zusammensuchen, bis genau ich alle
Nach Kraft und Wirkung kenne.“

„— Nichts gewinnt
Ihr bei der Uebung als ein hartes Herz;
Auch ist der Anblick ihrer Wundungen
Ansehend und gefährlich.“

entgegen der würdige Arzt.

Es könnte hierauf der Einwurf gemacht werden, daß es für die Wissenschaft gleichgültig sei, welchen Standpunkt der Forscher der Sittlichkeit gegenüber einnimmt und darauf hingewiesen werden, daß die exakten Wissenschaften mit der Moral nichts zu thun hätten, allein da die sogenannten exakten Wissenschaften in der Neuzeit den größtmöglichen Einfluß auf das Volk ausübten, so ist dieses Volk auch berechtigt, von den Vertretern derselben, von seinen Lehrern, zu verlangen, daß sie den Forderungen der Moral in jeder Beziehung gerecht werden. Die Vivisectionen zur Befriedigung wissenschaftlicher Neugierde enthalten keine moralischen Momente und sind daher verwerflich mit allen ihren Folgerungen. Zu wiewunderlichen Schläffen physiologische Beobachtungen führen können, das beweist die aus dem Vorkommen eines phosphorhaltigen Fettes im Gehirn hergeleitete Behauptung, daß weil dieses Fett im Gehirn vorhanden sei, der Phosphor Antheil am Prozesse des Denkens nehmen müßte! Der durchaus jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrende und durch nichts erwiesene Satz: „Ohne Phosphor kein Gedanke“ ist zum gesägten Worte geworden und hat nicht wenig zur Verwilderung der Masse beigetragen, ein Ergebnis, auf das weder der Erfinder noch die Verbreiter dieser Scheinweisheit, welche für absolute Wahrheit ausgegeben wurde, stolz sein können. Ein einziger eklatanter Fall wie der vorliegende ist geeignet, auch ein besangenes Auge auf den Dogmatismus aufmerksam zu machen, in welchen eine heut zu Tage beliebte Wissenschaftler auszuarten droht, gegen den jeder denkende Mensch sich zu wenden die Pflicht hat, zumal wenn obendrein der Weg, auf dem das Material zu den Trugschlüssen gewonnen wird, gegen die Gesetze der Moral verstößt.

Das englische Volk war das erste, welches die Einschränkung der Vivisection erreichte und sich der Märtyrer der Forschung annahm, es waren dies Volk aber nicht die Leute allein, denen erregte Vivisektoren zurufen: „Ihr könnt nicht über dies Thema urtheilen, weil Ihr keine Fachleute seid“, sondern hervorragende wissenschaftliche Capacitäten sprachen laut ihren Absichten gegen diese Methode der Forschung aus. Sir William Ferguson, einer der größten Chirurgen unserer Zeit, bekannte vor kurzem: „Ich mache keine vivisektorischen Experimente mehr. Ich that es früher, aber ich bereue es. Ich that es, weil andere es thaten — und weil ich keine reiffe Einsicht in die Sache hatte.“ Darwin sagt von der Vivisection in „The Lancet“ vom 25. Februar 1876: „Sie verdient Verabscheuung und Verdammung.“

Es dürfte daher an der Zeit sein, daß auch in Deutschland die Angelegenheit der Vivisection zur Sprache kommt, und viel wäre schon erreicht, wenn der Meinungsaustrausch zwischen ihren Gegnern und Anhängern vorläufig bewirkte, daß Vivisectionen nur dann gestattet würden, wenn das Experiment ein bestimmtes therapeutisches Ziel verfolgte, das nachweisbar durch klinische Beobachtungen, pathologische Anatomie und die vielen andern humanen Methoden der Forschung nicht erlangt werden könnte. Wie später ein Gesetz zu formuliren wäre, das würde eine Frage der Zeit sein, denn es bedarf einiger Zeit, ehe alle Punkte, die in Betracht kommen, festgestellt werden können.

Die hierauf bezüglichen Ermittlungen zu machen, ist daher die Aufgabe aller, die mit der Vivisection nicht einverstanden sind; ein gemeinsames Zusammenwirken Gleichgesinnter, wie solches in England stattfindet, ist unerlässlich, denn dem Einzelnen fällt es schwer, alle Seiten des Gegenstandes zu beleuchten und das ungeheure Material durcharbeiten, aus dem die Argumente gegen die Zulässigkeit der Vivisection zu ziehen sind. Aus diesem Grunde kann der vorliegende Artikel keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Erfüllt er dagegen den Zweck der Anregung, so hat er das gesteckte Ziel erreicht.

Thaten der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Bereits vor dreizehn Jahren, in seinem ersten Jahrgange, verbandte das Dageheim sich auf das lebhafteste für das deutsche Rettungswesen zur See und brachte damals mehrere Aufsätze über dasselbe aus der Feder des jetzigen Admirals Reinhold Werner. Ein Aufruf, den wir damals um Beiträge für das schöne Werk erließen, hatte überraschenden Erfolg, eine bedeutende Summe kam zusammen, und zu Leba an der pommerischen Küste wurde aus dem Ertrage ein Rettungsboot erbaut, welches den Namen "Dageheim" trägt und das bereits manchem waderen Seemann das Leben gerettet hat.

Damals war die große deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger erst in der Bildung begriffen. Ihre eigentliche gemeinsame Thätigkeit begann 1865. Seitdem hat sie nun ihren zwölften Jahresbericht für 1877/78 herausgegeben, aus dem ersichtlich wird, wie aus kleinen Anfängen ein großer nautischer Baum erwuchs. Besonders wichtig ist dieses Jahr aber noch dadurch geworden, daß innerhalb desselben die seit Begründung der Gesellschaft durch diese Gretteten die Zahl 1000 überschritt. Mit gerechter Freude darf daher der Verein auf diesen Erfolg hinweisen, welcher durch die aufopfernde Thätigkeit einer energischen Rettungsmannschaft bewirkt, und durch die freiwillige Beihilfe der ganzen Nation ermöglicht wurde. Aus der erhebenden Thatsache, daß mehr als 1000 Menschen während des dreizehnjährigen Bestehens der Gesellschaft durch die Bemühungen derselben vor dem Tode in den Wellen bewahrt sind, werden gewiß alle Freunde des Unternehmens die Ueberzeugung gewinnen, daß der Verein der Sympathien des deutschen Volkes würdig ist. Besonders wertvoll ist der letzte Jahresbericht auch noch dadurch, daß demselben eine Karte beigefügt ist, auf welcher die Rettungstationen und die verschiedene Art ihrer Einrichtungen, sowie die Anzahl der bewirkten Rettungen verzeichnet ist. Die Gesellschaft, die 1865 mit 3874 Personen und 14,179 Mark Jahresbeiträgen ins Leben trat, zählt jetzt 33,399 Mitglieder, die 112,680 Mark jährlich zahlen. Sie hat 21 Vereine an der Küste und 26 im Binnenlande, dazu 113 Vertreterstationen. Der Hauptstift ist in Bremen (Consul H. S. Meier, Vorsitzender). Im ganzen sind jetzt 72 Rettungstationen errichtet, von denen 30 auf die Nordsee und 42 auf die Ostsee entfallen.

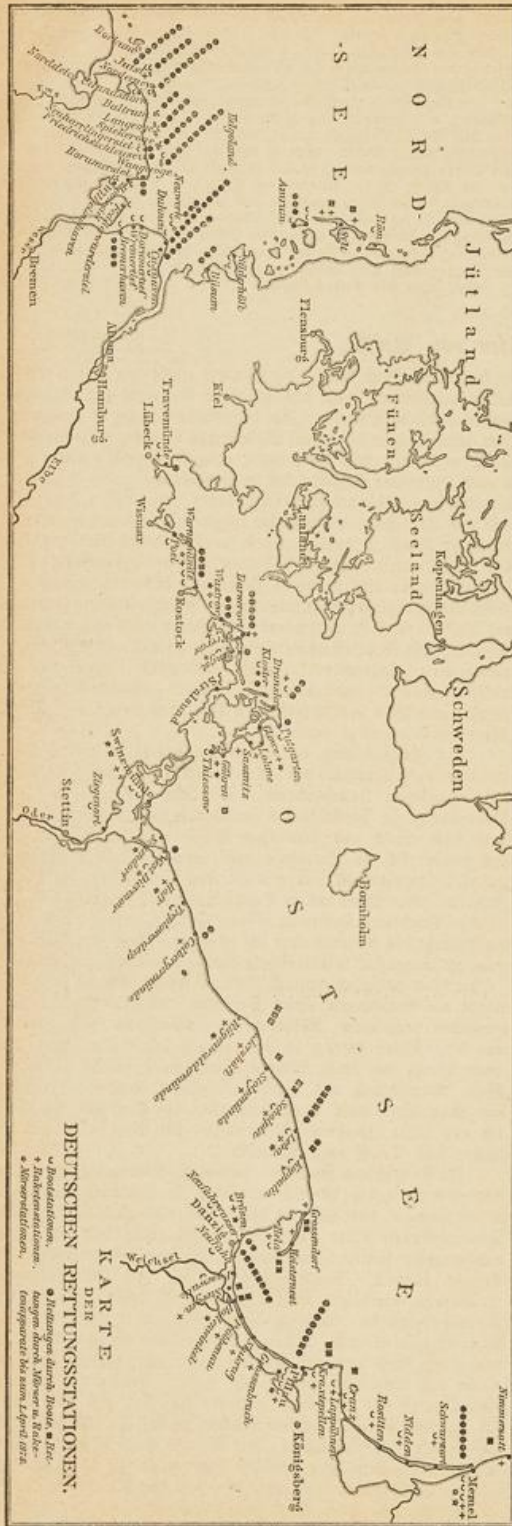
Ein Blick auf die Karte läßt sofort erkennen, ob die Stationen mit Booten, Raketen oder Mörsern zur Rettung versehen sind, oder ob mehrere dieser Rettungsmittel gleichzeitig zur Verfügung stehen. Zur allgemeinen Erläuterung bemerken wir noch das Nachstehende.

Die Rettungstationen sind Wachthäuser auf freien Küstenpunkten, bei stürmischem Wetter besetzt mit einem Kommandeur und zehn bis fünfzehn Mann. Die Ausrüstung besteht aus einem Rettungsboot, einem Karren nebst Bespannung zum Transport desselben, einem Mörser zum Werfen sieben- bis zehnpfündiger Bomben oder Raketenapparaten, endlich einem Kastenwagen zum Transport verschiedener Leinen, Taue, Leuchtraketen, Laternen und anderer kleiner Erfordernisse. Doch sind nicht alle Stationen so vollständig ausgerüstet; manche haben nur Boote, nur Raketenapparate oder nur Sturmkrämer.

Das Rettungsgeschütz der deutschen Gesellschaft ließ sich am vollständigsten auf der Wiener Weltausstellung übersehen, wo das ganze Inventar derselben in Proben vorgeführt war. Man sah da ein Boot, einen Raketenapparat, Modelle von geladenen Rettungs- und Antertraketen aus dem königlich preussischen Feuerwerkslaboratorium in Spandau, die in ihrer Leistungsfähigkeit bis jetzt unübertroffen sind, ein Rettungsgeschütz vom Büchsenfabrikanten Cordes in Bremen. Das Boot war nach dem Peafeschen System gebaut, d. h. es entleerte sich, wenn es voll Wasser geschlagen war, selbst, was durch einen doppelten Boden, in welchem Entleerungsrohre angebracht sind, und durch große kupferne mit Kort bedeckte Luftlästen an beiden Enden des Bootes bewirkt wird; ein eiserner Kiel von 300 Kilogramm Gewicht verhindert das Umschlagen, außerdem befinden sich nach innen an den Seiten des Bootes Luftlästen. Es ist gegen 9 Meter lang, 2 1/2 Meter breit und 80 Centimeter tief. Die sechs Entleerungsrohre können, falls das Boot voll Wasser geschlagen ist, in 40 Sekunden die Wassermasse abführen. Das zum Bau verwandte Material ist Eisen, Eichen- und Teakholz, und der zum Boote gehörige Transportwagen ermöglicht eine rasche und leichte Beförderung in die See.

Zur Beförderung der Raketenapparate dienen theils Wagen, theils Tragbahnen. Um den Verunglückten eine Leine zuzuschleudern, bedient man sich bei Entfernungen unter 300 Schritt einer Rakete von 5 Centimeter Durchmesser, bei größeren bis 500 Schritt einer solchen von 8 Centimeter Durchmesser. Um das Durchbrechen der Leine durch die entzündete Rakete zu verhindern, ist an der letzteren eine beinahe 4 Meter lange Kette befestigt und an dieser erst die 26 Millimeter dicke Rettungsleine. Während die Rakete den Schiffbrüchigen eine Leine zuführt, dient die Antertrakte dazu, dem Rettungsboote das Abkommen vom Strande und das Passiren der Brandung zu erleichtern. Statt der kegelförmigen Vorderbeschwerung trägt sie einen vierarmigen Anker. Sie wird vom Lande aus über die Brandung in die See hinausgeschossen; sobald der Anker gefaßt hat, ziehen einige von der Mannschaft das Boot an der Leine zu ihm hin, während die andern rudern.

Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger sucht jetzt die Form der neugebauten Boote den Wünschen und Gewohnheiten der Küstenbewohner anzupassen, was die Benutzung der Fahrzeuge sehr erleichtert. Die Stationen sind alle mit Vorschriften, Rathschlägen und Abbildungen versehen, die auf die Wiederbelebung Ertrunkener Bezug haben. Geldprämien, Medaillen und Ehren diplome dienen als Sporn und Belohnung für die beim Rettungswerk Theilnehmenden.



Ist einer Rettungsstation ein Schiffbruch signalisirt, so fährt die Mannschaft mit ihrer Ausrüstung eilig nach dem betreffenden Küstenpunkte. Ist es Nacht, so gibt sie ihre Anwesenheit durch Aufsteckung eines Weisfeners (Signalrakete) kund und das Schiff hat seinen Ort nun ebenfalls durch irgend ein Feuermaal anzuzeigen. Manchmal wird dies nicht thutlich sein, z. B. wenn die Fluten schon so über das Wrack schlagen, daß die Mannschaft sich festbinden mußte; in solchen Fällen läßt man eine Leuchtrakete steigen, um bei deren Schein die Lage des Schiffes zu finden und zugleich dem Mörier oder der Rakete die nöthige Richtung zu geben. An den Stellen nämlich, wo Schiffe leicht scheitern, sind Wellenschlag und Brandung gewöhnlich so hart, daß das Boot nicht ohne weiteres zu den Gestrandeten gelangen kann; es gilt daher ein Lanverbindung, eine Art Seilfähre, zwischen Land und Schiff herzustellen.

Nunmehr aber hat die Gesühmannschaft ihr Geschick zu zeigen; sie muß das Geschloß so werfen, daß es über das Schiff wegschleift. Gelingt dies nicht sogleich, so muß es an der daranhängenden Leine

wieder eingezogen und der Wurf wiederholt oder auch eine andere Rakete abgelassen werden. Ist nun das Schiff im Besitze der Leine, so kann im günstigsten Falle, nachdem dieselbe beiderseits festgelegt worden, das Rettungsboot sich an derselben zum Bruch hinarbeiten und die Schiffbrüchigen in Empfang nehmen.

Die Annäherung eines Bootes an ein gestrandetes Schiff ist meist gefährlich und schwierig; die hochlaufenden Wogen brechen beständig über das Rettungsfahrzeug herein; bald ist das Vordertheil, bald das Hintertheil außer Wasser. Gar oft wird es, schon nahe am Ziele, von den Wogen zurückgeworfen, so daß zuweilen Stunden vergehen, ehe es bei dem Schiffe ist — Stunden der Noth und Angst für die Schiffbrüchigen, für die Hülfsbringenden und die am Strande harrende Familie der letzteren. Um die Mannschaften der Rettungsboote dreier zu machen, wird jetzt ihr Leben von Seiten der Gesellschaft versichert, so daß sie wissen, wenn sie bei ihrem edlen Wagniß untkommen, daß die Ihrigen nicht ganz unverorgt zurückbleiben.

Gott segne das Rettungswerk!

Die Meerschaumpfeifen von Kuhlra.

Nachdruck verboten.
Gef. v. 11./IV. 70.

In Oesterreich, einem Lande des Tabakmonopols, sieht man die Beamten häufig in ihrem Bureau und die Stammgäste im Wirthshaus eine Pfeife rauchen. Wo bei uns die Cigarre herrscht, ist dort die gesündere, wenn auch umständlichere Pfeife im Gebrauch, und mit besonderer Vorliebe, ja mit Zärtlichkeit betrachtet der Raucher seinen schönen Meerschaumpfeif und freut sich über die Fortschritte, die derselbe im „Anrauchen“ macht. Sollte bei uns das Tabakmonopol eingeführt werden, dann werden wir es erleben, daß auch das Pfeifenrauchen wieder mehr in Aufnahme kommt, und damit wird sich die Pfeifenindustrie heben, die jetzt in Deutschland nur auf verhältnißmäßig wenige Orte beschränkt ist. Unter diesen steht obenan der thüringische Marktort Kuhlra, dessen Loblied von einem seiner Söhne, dem weitgereisiten Alexander Ziegler, schon so oft gesungen worden ist, und der überall, wohin er auch kam, die Erzeugnisse des Gewerbleißes seiner Landsleute antraf. „Wie viele Völker des Erdobens zahlen für Tabakspfeifen ihren Tribut nach Kuhlra!“ ruft er aus. „Aus den Kuhlraer Pfeifen, die in den verschiedensten Formen, je nach der da und dort herrschenden Mode, zu den verschiedensten Preisen hergestellert werden, raucht der Russe und Schwede, der Grünländer und der Kamtschadale, der Amerikaner und Afrikaner, der Ost- und Westindier, der Neger und Malaye, der Magyar und der Slowake, der Bohme und der Kroat. Und ich selber habe in Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Welt, auf den Sbetland-Inseln, an den Ufern des Missouri und Mississippi, in den zauberischen Tropen Indiens, in den Steppen Afrikas und in den alten Chalifenstädten Cordova, Granada und Damaskus die Leute aus Kuhlraer Pfeifen rauchen sehen und mitgeraucht!“ Mehr kann man allerdings nicht verlangen, und man begreift es, wenn Herr Ziegler nun eine Schrift veröffentlicht hat, welche den Titel führt: „Zur Geschichte des Meerschaums (Dresden 1878, Höfner), die als eine reiche Materialsammlung für den in Rede stehenden Gegenstand betrachtet werden muß. Mit ihrer Hilfe wollen wir auch das Nachstehende erzählen.

Der Meerschaum ist ein Erzeugniß des Mineralreichs, er ist eine Art Erde und wird von den Chemikern als Magnesia-silikathydrat bezeichnet, d. h. er besteht aus Talkerde, aus Kieselsäure und Wasser. Seine Leichtigkeit, Weichheit, Porosität und das Annehmen einer schönen Politur, sowie die Eigenschaft Feuchtigkeit aufzusaugen, machen ihn geeignet zur Fabrication von Pfeifentöpfen, und darin beruht sein Werth. Kommt er nun auch an vielen Orten in Europa, namentlich in Bosnien, Mähren, Frankreich, Spanien, Griechenland vor, so ist doch für den Handel und die Pfeifenfabrication nur ein Fundort von Wichtigkeit, das ist Esti Schehr in Kleinasien. Die Stadt liegt in der nordwestlichen Ecke jenes Landes und ist von Konstantinopel über Brussa in einigen Tagereisen zu erreichen. Die Meerschaumgruben daselbst sind Eigenthum der Regierung, welche sie an Gesellschaften oder Einzelne verpachtet, die dort in der primitivsten Weise einen wahren Raubbau treiben, da kein Gesetz die Gewinnung des Rohproduktes regelt und jeder an irgend einer beliebigen Stelle den Bau beginnen kann. Man gräbt immerfort, ohne irgendwie einzuwölben, und

so kommt es, daß häufig die Gruben einstürzen und die Arbeiter verschüttet; auch das plötzliche Eintreten der Grubenwasser gefährdet dieselben. Auf diese Weise gingen in der letzten Zeit jährlich zehn bis zwölf Menschen zu Grunde. Die Gruben selbst, in denen etwa 4000 Leute arbeiten, bestehen aus einer Anzahl senkrechter Schächte, die kaum geräumig genug sind, um den Leib eines Mannes hindurch zu lassen. Aus diesen Schächten und den von ihnen ausgehenden wagerechten Stollen wird nun der Meerschaum in dichten, zähen, an der Luft härter werdenden, doch immer noch schneidbaren Massen gebrochen. Die Farbe desselben ist in rohem Zustande gewöhnlich weiß, ins Gelbliche oder Röthliche schimmernd, sein Gewicht ist kaum schwerer als Wasser. Der so gewonnene Meerschaum wird an der Sonne gebleicht, mit Wollstoff abgerieben, geglättet und alsdann fortirt, wobei man „Lagerwaare“, „groß Baumwolle“, „klein Baumwolle“, „Kaffen“ und „Leipziger Wasser“ unterscheidet, denn Leipzig und Wien sind diejenigen Städte, nach denen der meiste Meerschaum abgesetzt wird.

Die Entwicklung des eigentlichen, jetzt so bedeutenden Handels und Exportes von Meerschaum datirt vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Die Türken sungen an, den Meerschaum zu Pfeifentöpfen zu verarbeiten, welche indessen stets nach einem und demselben Muster angefertigt wurden. Da hierbei sich die Industrie nicht entwickelte, so wurde mit gutem Erfolge der Versuch gemacht, den Meerschaum in rohem Zustande auszuführen und in Deutschland und Oesterreich von geschickten Drechsleru formen zu lassen. Von dieser Zeit an begann die Ausfuhr des Rohproduktes sich zu heben. Seit etwa fünfundsingzig Jahren sind in Esti Schehr auch europäische Häuser etablirt — darunter natürlich deutsche Juden: Frank, Adler, Cohn — welche die Gewinnung dieses Produktes und den Verkehr mit demselben vermitteln. Während die Ausfuhr im Jahre 1855 nur 3000 Kisten betrug, ist sie jetzt auf 10,000 gestiegen, die einen Werth von einer Million Mark repräsentiren und nach Wien, Deutschland und Paris ausgeführt werden. Zunächst mit Maulthier- oder Kamelkarawanen auf kläglichem Straßen bis ans Meer (Golf von Nikomedien) und von da zu Schiffe weiter nach Triest oder Marseille.

In Deutschland finden wir bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts die ersten Meerschaumpfeifen in der alten sippischen Stadt Lemgo, dort also, wo heute noch eine ganz vortreffliche Pfeifenindustrie blüht. Dann folgte Nürnberg, das jetzt keine Pfeifen mehr fabrizirt, und endlich, zur Zeit des siebenjährigen Krieges Kuhlra. Gleichzeitig wurde der neue Gewerbszweig in Ungarn eingeführt, wo die zwei ersten, 1753 geschmittenen Meerschaumpfeifen noch im Pester Museum gezeigt werden. Man erzählt nämlich, daß ein Vorfahr des Grafen Andráffy von einer Reise aus der Türkei einen sehr leichten porösen Stein als Kuriosität mitgebracht hatte. Dieser Stein war Meerschaum, und der Graf versiel dabei auf den Gedanken, sich daraus einen Pfeifentopf machen zu lassen. Er übertug die Arbeit einem Schuster, mit Namen Karl Kowatsch, der aus Baumwurzeln sehr geschickt Pfeifentöpfe zu schnitzen verstand. Durch Zufall kam einer der von ihm geschmittenen Meerschaumpfeifen mit einer Wachstafel in Berührung, mit welcher

er den Schusterzwirn zu feilen pflegte, und erhielt dadurch einige Wachsfloden. Als nun zum ersten Male aus dem Kopfe geraucht wurde, bemerkte man an den Wachsstellen eine schöne hellbraune Farbe. Nun wurde der ganze Kopf mit Wachs überzogen, der, nachdem er einige Zeit geraucht war, jene schöne Färbung annahm, welche die Freude aller Meer Schaumpfeifenraucher ist. So wurde 1753 der ungarische Schuster Karl Kowatsch der Erfinder der „Kunst“ des Anrauchens der Meer Schaumpfeifen.

Was Kowatsch für Pest war, wurde Iffert für den thüringer Ort Ruhla; er kaufte vor mehr als hundert Jahren von einem polnischen Juden eine ganze Kiste roher unverbearbeiteter türkischer Meer Schaumpföpfe, die er nun weiter verarbeitete und mit Beschlägen ausstufte. Ein Ruhlaer, Namens Christoph Dreiß, war es ferner, der die Kunst erfand, aus den beim Pfeifenkopfschnitzen entstehenden Abfällen durch Zerreiben und Schlemmen eine Masse zu formen, aus der man gleichfalls Köpfe fabriziren konnte. So wurde er der Erfinder der Abfallköpfe oder des sogenannten „unechten Meer Schaums“. „Die Ruhla“ in Thüringervale, halb zu Weimar, halb zu Gotha gehörig, war seit den ältesten Zeiten ein Sitz reger Gewerbsthätigkeit, und so fand die neue Industrie hier einen vortheilhaften Boden. Im ersten Jahrhundert wurde dort schon Eisenbergbau betrieben, die Ruhlaer Waffenschmiede waren berühmt, und Landgraf Ludwig der Eisene von Thüringen wurde, wie die bekannte Sage lautet, vom Schmiede zu Ruhla „gehärtet“.

Im Mittelalter nahm Ruhla eine Stelle ein, wie jetzt Solingen; aber im dreißigjährigen Kriege gerieth der Waffenhandel in Verfall, und nun kam dort das Beschlagen der Pfeifenköpfe auf, das naturgemäß zur Fabrikation der Pfeifenköpfe und insbesondere der Meer Schaumpföpfe führte. So hatten sich Ruhlas Bewohner mit dem Verfall des Ritterthums und der Waffenschmiedekunst in geschickte Messerschmiede und, als Eisen und Messer im Preise sanken und sie zum dritten Male eine neue Industrie anfangen mußten, in Pfeifenbeschläger, Kettenmacher, Versilberer und Vergolder, in Kopfschneider, Drechsler und Maler, kurz in sehr geschickte Rauchinstrumentenmacher verwandelt, was sie noch heutigen Tages sind.

Mit allen Welttheilen steht der kleine, nur 4500 Einwohner zählende Ort jetzt durch seine Rauchutensilienfabrikation in Verbindung, und es spricht für die Tüchtigkeit der Ruhlaer, daß sie ihr Gewerbe in so großem Schwunge erhalten, trotzdem ihrem Orte eigentlich alle Vorbedingungen zur Entwicklung dieser Industrie fehlen. Denn zum Betriebe derselben muß der Meer Schaum aus Kleinasien, der Bernstein von der Ostsee, das Weichselrohr von Baden bei Wien, Messingblech aus Augsburg oder Kassel, Harz aus den ostindischen Wäldern, Cedernholz vom Libanon, Bruchholz von den Pyrenäen, Birkenholz aus Schweden herbeigeschafft werden.

Die Preise für den rohen Meer Schaum sind sehr schwankende. Während vor fünfzehn Jahren eine Kiste von 30 Zoll Länge, 15 Zoll Höhe und 8 1/2 Zoll Tiefe, in der etwa zwanzig Meer Schaumpföpfe enthalten waren, noch 1000 und mehr Mark kostete, ist sie jetzt auf 450 bis 600 Mark gesunken. Bei der Bearbeitung wird der echte Meer Schaum zunächst in reine und unreine Waare geschieden. Diese Eintheilung ist eine Hauptsache für den Fabrikanten, denn je vortheilhafter er hier zu verfahren weiß, d. h. je mehr er aus einem Klotz Meer Schaum macht, ohne Abfall zu bekommen, desto eher wird für ihn von einem Gewinn die Rede sein können.

Das Sortiren, Bestimmen und Zurichten der einzelnen Stücke verlangt große Geschicklichkeit und Übung, denn öfters finden sich in diesen rohen Stücken Höhlungen, schadhafte Stellen, Sand, Fleden, Risse, kleine Kiesel, die man insgesamt „Mafern“ zu nennen pflegt. Durch Schneiden und Schaben mit dem Messer und durch die Säge oder Feile oder durch Abdrehen auf der Drehbank werden nunmehr die Stücke in die erforderlichen rohen Kopf- oder Cigarrenspitzenformen gebracht. Dies nennt man das Grundiren. Auch wird bei dieser Arbeit des ersten rohen Schneidens des Meer Schaumpföpfes bei solchen

Stücken, die mit Figuren, Monogrammen, Arabesken, Wappen, Thiergruppen u. s. w. verziert werden sollen, ein Vorsprung gelassen, der sogenannte „Posten“, woraus die betreffenden Figuren mit kunstfertiger Hand aus dem Groben geschnitten werden. Dann werden die betreffenden Stücke getrocknet und dann erst nach dem Wachsfloden vollständig ausgeführt, d. h. wenn die Köpfe in Walrath (Sporma Ceti) gestotten und aus dem Walrath in das heiße Wachs gebracht worden sind. Dieses Wachs- oder Oelflehen, auf das wir hier nicht näher eingehen können, bedingt das schöne braune „Anrauchen“ der Köpfe. Die sogenannten „rohen“ Meer Schaumpföpfe des Handels werden nicht gestotten. Obgleich der Tabak aus ihnen am besten schmeckt, erfreuen sie sich doch keines großen Absatzes, weil sie unansehnlich, matt, rauh und fallartig aussehen. Die unechten Meer Schaumpföpfe, d. h. die durch Zerfeinern und Schlemmen der Abfälle hergestellten, sind gewöhnlich von den echten kaum zu unterscheiden; doch liefert die Wasserprobe den Beweis der Echtheit, indem die aus Abfallmasse hergestellten Köpfe bei längerem Liegen im Wasser Sprünge bekommen oder zerfallen; echter Meer Schaum aber löst sich nicht auf.

Der Preis der Meer Schaumpföpfe ist selbstverständlich ein sehr verschiedener. Während man in Ruhla ein ganzes Duzend Pfeifen mit Beschlag, Rohr und Schnürchen zu dem enorm billigen Preis von einer Mark bekommen kann, werden Meer Schaumpfeifen das Stück bis zu 360 Mark verkauft. Was Eleganz und Geschmack in der Ausführung betrifft, wird das Ruhlaer Fabrikat allerdings vom Wiener übertroffen, indem hier die feineren Schnitzwerke geliefert werden, aber bemerkenswerth bleibt hier, daß auf der Münchener Kunstgewerbeausstellung für Meer Schaumwaaren nur Auszeichnungen dritten und vierten Grades ertheilt, und die im Kopfe schön durchbohrten Bismarck-, Kaiser- und sonstigen Büsten, oder die Nymphen, welchen die Cigarre aus dem Rücken wächst, von den Preisrichtern verurtheilt wurden. Jetzt sind Preise ausgeschrieben worden, um die Meer Schaumwaaren den übrigen Leistungen der Kunstindustrie ebenbürtig zu machen und die dem Tabakaltus gewidmeten Geräte stilvoll zu gestalten.

Die Ruhlaer Pfeifenindustrie hat mit der Gründung des Zollvereins einen neuen großartigen Aufschwung genommen, und außer den Bewohnern von Ruhla selbst beschäftigen sich noch zehn Dörfer der Umgegend theilweise mit derselben. Ungachtet die Tabakspfeifen von den Cigarren in den Hintergrund gedrängt worden sind, steht doch dieser Industriezweig noch in voller Blüte, weil er sich nicht nur auf Deutschland beschränkt, sondern seine reichste Nahrung aus fernem Landen bezieht. Es sind erstaunliche Pfeifenmassen, die von Ruhla aus in die Welt gehen. Eine normale mittlere Jahresproduktion umfaßt nach Ziegler ungefähr 540,000 echte Meer Schaumpföpfe von den verschiedensten Größen und Sorten, mit und ohne Figuren, im Preise von 3 bis 360 Mark das Duzend, aber auch von 240 und mehr Mark das Stück. 5,400,000 Stück unechte Köpfe, im Preise von 1 bis 18 Mark das Duzend. 10,000,000 beschlagene Porzellanpfeifenköpfe mit und ohne Malerei, im Preise von 25 Pfennigen bis 9 Mark das Duzend. Gegen 5 Mill. Stück lackirte, polirte und beschlagene Holzpfeifenköpfe im Preise von 20 Pfennigen bis 18 Mark das Duzend. 2,700,000 Thon- und Lavapfeifenköpfe, 15 Mill. Stück Pfeifenrohre, 27 Mill. Stück neusilberne und silberne Pfeifenbeschläge von 30 Pfennigen das Duzend an; 1,650,000 Duzend Schläuche, Ketten und Schnuren, mit und ohne Quasten für Tabakspfeifen, ein Artikel, welcher aus Koshhaaren, Seide, Glanzgarn in beliebigen Längen und Farben, größtentheils von Frauenhänden hergestellt wird. 144,000 Etuis für Meer Schaumpföpfe und Cigarrenspitzen; 10 Millionen Spitzen für Tabakspfeifen und Cigarrenspitzen von Horn, Bernstein, Holz, Cocosnuß. 15 Mill. Stück völlig zusammengesetzte Tabakspfeifen mit Köpfen, Rohren, Beschlägen, Schläuchen, Spitzen von der mannichfachsten Art von 40 Pf. bis 450 Mark das Duzend.

Das sind achtenswerthe Leistungen eines einzigen thüringer Gebirgsdorfes, dessen Gesamtumsatz alljährlich den Werth nach von 6 Millionen Mark erreicht.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Gel. u. II. / VI. 70.

Jetzt kam Kompanie Hohen-Biez. Sie hatte das meiste Ansehen und wurde von den anderen wie eine alte vornehme Familie behandelt. Das machte, weil sie die historische war. Die Konturfahne mit dem achtspitzigen Kreuz wollte nicht viel besagen, denn ihr Fahnenstuch war neu, keine dreißig Jahre alt. Kompanie Hohen-Biez aber hatte noch das siegreiche Kirchenbanner aus den Hussitentagen her und vor allem die große Schwedentrommel, von der jedes Kind in den Bruchdörfern wußte und die jetzt dumpf und eintönig ihren Marsch wirbelte. Es war der Schmied, der sie trug, an einem breiten, mit Nücheln besetzten Lederbande, nicht viel schmaler als der Ledergurt eines Schlittengeläuts. Die Trommelwandung war blau, und der krause Mohrentopf, der sich in gelbem Schilde auf eben dieser Wandung befand, war durch Seidentopf als der Kopf der Königin Christine festgestellt worden.

Und nun kam Kompanie Frohagen, Hauptmann von Ruhe am rechten Flügel, und statt des Trommelschlägers einen Hornisten in Front. Dieser, ein dicker kurzhafter Mann und seines Zeichens Frohagener Kuhhirt, steckte wie verloren in den Bindungen eines riesigen Horns, von dem es hieß, daß es dasselbe sei, drin Junker Hans von Ruhe vor hundertundfünfzig Jahren den Hals gebrochen habe. Es gab nur zwei Töne von sich, einen tiefen und einen hohen, von denen der tiefe zum Angriffs- und der hohe zum Rückzugsignal bestimmt worden war. Die Kompanie selbst aber, nach wie vor die beste, war in all ihren Gliedern mit Piken bewaffnet, eingebend der historischen Thatsache, daß Eusebius von Ruhe in der großen Schlacht bei Budapest mit einer Pikenierkompanie das türkische Centrum durchbrochen hatte. Darauf hin hatte sein Urenkel, unser Hauptmann, allem Dreireden Einzelner zum Trost, auf Piken bestanden, und Bamme — selber ein Freund der blanken Waffe und des Mann gegen Mann — war ihm gern zu Willen gewesen. Er sah jetzt schmunzelnd auf Ruhe, der, das sechs Fuß lange Sponton in beiden Händen, gravitätisch an ihm vorbeifilzte, und wandte sich zu Berndt: „Anmarsch der „Gebirgsvölker“, Kuhhorn und alles. Sehen Sie, Biegewitz, das Monstrum in der blechernen Boa Constrictor. Das reine Horn von Uri.“

Und damit schwenkten auch die Frohagener nach rechts hin ein. Ihr Einschwenken, wie das der letztgenannten Kompanien überhaupt, hätte, wenn es en ligne erfolgt wäre, das bis dahin offene Quarré schließen müssen, dadurch aber, daß sie zu je zwei und zwei am rechten und linken Flügel des offenen Infanteries aufmarschirten, war zwischen den beiden Flügeln eine breite Gasse frei geblieben, durch die jetzt erst Bamme und dann die Barnimischen Bataillonskommandeure, die mit auf der Chaussee gehalten hatten, in das Quarré einritten.

Die Barnimischen Bataillone, zum Unterschiebe von den Lebusischen, hatten viele kleine Kompaniefahnen mitgebracht, rothe Frieslappen, in die, wie die Landsturmmänner sagten, der „preussische Kuckuck“ eingenaht worden war. Diese Fahnen senkten sie jetzt, während zugleich alle Trommeln, große und kleine, gerührt wurden. Der alte General salutirte, ritt die Fronten ab und nahm dann seine Stellung inmitten des Quarrés, von seiner Suite und mehreren der Barnimischen Fahnenträger umgeben. Der Moment war nun da, wo gesprochen werden mußte. Bamme war nicht ängstlich und wußte zu reden wie jeder, dem es gleichgültig ist, ob seine Rede gefällt oder nicht.

„Leute!“ begann er, „in Frankfurt sind fünfzig Kanonen und bloß zweitausend Franzosen. Ein paar hundert mehr oder weniger thut nichts. Wir wollen sie überumpeln; wolt Ihr?“ — „Ja, Herr General!“

„Gut, ich habe es nicht anders von Euch erwartet. Denn was sagte der alte Fritz? „Wenn ich Soldaten sehen will,“ sagte er, „so seh' ich das Regiment Ikenplitz.“ Und das andere Mal sagte er: „Wenn ich Soldaten sehen will, so sehe ich das Regiment Markgraf Karl.“ Ja, Leute, so sagte der alte Fritz. Habt Ihr verstanden, was ich meine?“

„Ja, Herr General.“

„Regiment Ikenplitz und Markgraf Karl, wo waren sie zu Hause?“ — „Hier, Herr General.“

„Richtig, hier in Barmim und Lebus. Kerls, sollen wir schlechter sein als unsere Väter waren? Sollen wir, wenn uns der alte Fritz ansieht, die Augen niederschlagen?“

„Nein, nein!“

„Es wird nicht viel kosten; die Bürger helfen und die Russen auch. Aber „wo Holz gehauen wird, fallen Spähne“. Ein paar von uns werden die Beche bezahlen müssen. Wolt Ihr?“

„Ja!“

„Ich wußte es. Aber nun die Ohren steif. Wer ein Hundsfott ist, kriegt die Kugel vor den Kopf. Ich bin ein spaßhafter Mann, aber wenn es ernst wird, verstehe ich keinen Spaß. Und nun vorwärts! Feldgeschrei „Zieten!“ und Losung „Hohen-Biez!“ Das können sie nicht nachplappern. . . . Und wißt ihr, wer sie holen soll, sie und ihren Kaiser?“

„Ja, wir.“

„Nein, der „Kuckuck“ soll sie holen,“ und dabei wies er auf die kleinen Kompaniefahnen der neben ihm stehenden Barnimischen Fahnenträger hin. Diese schwenkten auch jetzt wieder ihre rothen Frieslappen, alle Spielleute fielen abermals ein und Bamme hatte die Genugthuung, seinen letzten Redetrumpf durch nicht enden wollende Hurrahs begleitet zu sehen. Als sich der Lärm einigermaßen wieder gelegt hatte, ritt er grüßend aus dem sich öffnenden Bierck auf die Chaussee zurück. Die Bataillone brachen rasch in Sektionen ab und folgten ihm unter Trommelschlag in das Dorf.

Auch das „Horn von Uri“ klang abwechselnd mit seinem tiefen und seinem hohen Ton dazwischen.

LV. Der Ausbruch.

Die Nachmittagsstunden vergingen rascher als man erwartet hatte; sämtliche Kommandeure waren zu Tisch geladen, und das Gespräch mit ihnen kürzte die Zeit. Selbst Bamme, als er erst wahrnahm, daß es seinen Geschichten und Anekdoten, aller pressanten Lage zum Trost, an einem aufmerksamen und dankbaren Publikum nicht fehlte, kam über die langen Stunden besser hinweg, als er erwartet hatte.

Schon eine geraume Weile vor der zum Ausbruch bestimmten Zeit begannen die Bataillone sich zu sammeln und standen nun das lange Dorf hinauf und hinunter: bei Mickens Wühle die Vorhut, auf der Straßenerweiterung zwischen dem Krug und dem Schulzenhof die beiden Barnimischen Bataillone, vor dem Herrenhause das Bataillon Lebus. Es war ziemlich dunkel, aber bei dem Lichterschein, der von rechts und links her auf die Gasse fiel, ließen sich die aus Piken und Gewehren zusammengekehrten Pyramiden deutlich erkennen. Vor den Häusern standen die Landsturmmänner im Gespräch mit den Frauen und Mädchen, denn alles was Waffen tragen konnte, war in Reih und Glied.

Bamme hielt bei Mickens Wühle neben einer Art Bivacksefeuer, das hier mitten auf dem Fahrdamme angezündet worden war. Die Helmzüge tief ins Gesicht gerückt, den Husarenjübel über den grauen Mantel geschwält, bot er jetzt, angeglüht von dem Flammenschein, auf seiner hochbeinigen rothen Fuchsstute einen noch groteskeren Anblick, als bei seinem Ritte zur Revue. Neben ihm hielt Hirschfeldt.

Es schlug neun, und ehe noch der letzte Schlag verklungen war, hieß es: „An die Gewehre!“ Jeder, der das Kommando hörte, wußte von wem es kam. Diese scharfe Krähstimme hatte nur einer. Die Landsturmmänner des zunächststehenden Bataillons gehorchten augenblicklich und mit der Präzision alter Soldaten, während Hirschfeldt die Dorfgasse hinauf jagte, um den Befehl von Bataillon zu Bataillon zu bringen. Dann warf Bamme die Fuchsstute links herum, nahm zwischen zwei Holzpfählern, die den Eingang zum Wühlengäßchen bildeten, Stellung und kommandirte: „Bataillon, Marsch!“ Die Tan-

boues schlugen an und unter Hurrah ging es in Geschwindigkeit an dem Alten vorbei, der immer, wenn ein neues Bataillon heranlam, die Peitzmütze küßte, um wenigstens die vordersten Rotten zu begrüßen. Jetzt lam auch das Bataillon Lebus, das die Nachhut bildete; die Schwedentrommel lärmte und der Froghagener Kuhhirt, mit dem Junker Hanjen-Horn, blies unablässig dazwischen. Es klang wie Feuerkras.

Bigewig und Droffelstein ließen im Vorbeimarsch präsentiren, und erst als der letzte Mann ihres Nachhut-Bataillons vorüber war, gab auch Banne seinen Platz zwischen den zwei Pfeilern auf und folgte an der Queue der Kolonne.

Eine halbe Stunde später war wieder alles still in der Dorfstraße, nur die Lichter brannten noch bis tief in die Nacht hinein; denn da war kein Haus, dessen Insassen nicht den Zug in Furcht und Hoffnung, mit Sorgen und Gebet begleitet hätten.

So war es auch in der Pfarre. Hier saßen Renate und die Schorlemmer, die gekommen waren, sich Rath und Trost zu holen. Wenigstens galt dies von Renate. Die Schorlemmer hatte selber was sie brauchte und nahm ihre Zuflucht lieber zu dem eisernen Bestand ihrer Lieber und Sprüche, die sie, nicht ganz mit Unrecht, für heilkräftiger ansah, als alles, was ihr Seidentopf bieten konnte.

Beide (Renate wie die Schorlemmer) waren noch nicht lange zugegen, als auch Marie vom Schulzenhose her eintrat. Man begrüßte sich herzlich, aber es wollte kein richtiges Gespräch aufkommen und nachdem einige gleichgültige Worte gewechselt waren, saßen alle schweigend vor sich hin. Immer wieder im Laufe des Tages war versichert worden, daß es sich aller Wahrscheinlichkeit nach nur um ein leichtes Unternehmen handle, daß die Franzosen demoralisirt seien, und daß man angesichts dieser Thatfachen einen regelrechten oder gar hartnäckigen Widerstand kaum zu gewärtigen habe; nichtsdestoweniger hatten Hirschefeldts eraste Miene und mehr noch Bannes inmitten aller Heiterkeit unverkennbar hervortretende Unruhe deutlicher gesprochen als alle jene hoffnungreichen Versicherungen. Die Gefahr sollte gelugnet werden, aber sie war da. So hing jeder allerlei trüben Gedanken nach, am meisten aber Marie. Für Lewin fürchtete sie nichts, es war ihr, als ob irgend ein Flammenschild ihn schützen müsse; aber Tubals gedachte sie mit Bittern. War es eine Neigung, ihr selbst zum Trost? Nein. Es lag nur tief in ihrer Natur, an einen Ausgleich zu glauben, das Mysterium von Schuld und Sühne war ihr ins Herz geschrieben, und ihre geschäftige Phantasie malte ihr Bild auf Bild, wechselnd in der Scenerie, aber ihr Inhalt derselbe.

So vergingen Minuten; das Schweigen wurde peinlich, um so peinlicher, als auch der sanguinische Seidentopf, der seiner Natur nach immer mehr hoffte als fürchtete, an diesem Schweigen theilnahm.

Endlich sagte Renate: „Welchen Weg werden sie nehmen? Ich habe den Papa zu fragen vergessen. Am Fluß hin ist es näher, aber der Höhenweg ist besser und nicht so trist und öde.“

„Soweit ich Banne verstanden habe,“ antwortete Seidentopf, „wollen sie bei Reitwein oder doch spätestens bei Podelzig die Kolonne theilen und auf beiden Straßen vorgehen, die Barnimischen unten an der Oder, unser Bataillon und die Mündebergischen über das Plateau hin. Beim Spitzkrug treffen sie dann wieder zusammen. Hirschefeldt hatte den Platz an der kleinen Georgenkirche vorge schlagen, aber Banne bestand auf dem Spitzkrug.“

„Das glaube ich,“ sagte die Schorlemmer. „Er ist immer mehr für Krug als Kirche. Und das ist es, was mich ängstigt und meine Hoffnung so niederdrückt.“

Renate nahm die Hand der alten Freundin und sagte dann: „Ich sehe nicht ein, warum. Weißt Du doch nichts von ihm, als was die Leute sagen.“

„Und das ist auch gerade genug. Was die Leute sagen, ist immer wahr, trotzdem die Welt voll Lüge ist. Aber die Lüge läuft sich todt, und was dann bleibt, das ist Wahrheit. Hast Du je gehört, daß sie von dem Grafen drüben etwas Böses sprechen? Nein, und warum nicht? Weil er ein reines Herz hat. Es hat ihm bloß die Erwedung gefehlt und das

Licht des Glaubens. Aber was diesem garstigen Banne fehlt, das ist nicht mehr und weniger als alles, und was er dafür hat, das ist Qualm und Rauch. Und er raucht auch immer (aus einer häßlichen kurzen Pfeife) und durch die ganze Stube hin liegt Asche und Fäkalien und Schwamm. Er hat uns Löcher in die Dielen gebrannt, und überall sieht es aus, als ob, ich will nicht sagen wer, fünf Tage lang bei uns im Quartier gelegen hätte. Was soll Gutes davon kommen? O nein, Renaten, was wir brauchen, das ist die Hilfe Gottes. Der muß seine Engel schicken, daß sie für uns streiten; aber sie können nicht streiten an dieses Mannes Seite, denn das Reine verträgt sich nicht mit dem Unreinen.“

„Liebe Schorlemmer,“ sagte Marie, „Du thust ihm doch wohl Unrecht, er wird schwärzer gemalt als er ist; das hat er mit seinem Vorbilde gemein. Er lam heute Vormittag in unser Haus und setzte sich zu mir und sprach mit mir, wohl eine halbe Stunde lang. Ich fürchtete mich keinen Augenblick und jedenfalls ein gut Theil weniger als vor vielen anderen, die keine Bannes sind. Er war sehr artig und sehr theilnehmend, und ich muß sagen, ich habe nichts Häßliches aus seinem Munde gehört. Vielleicht, daß er früher anders war. Er ist klug und kennt die Menschen, und ich glaube, er weiß recht gut, was er sagen darf und was nicht.“

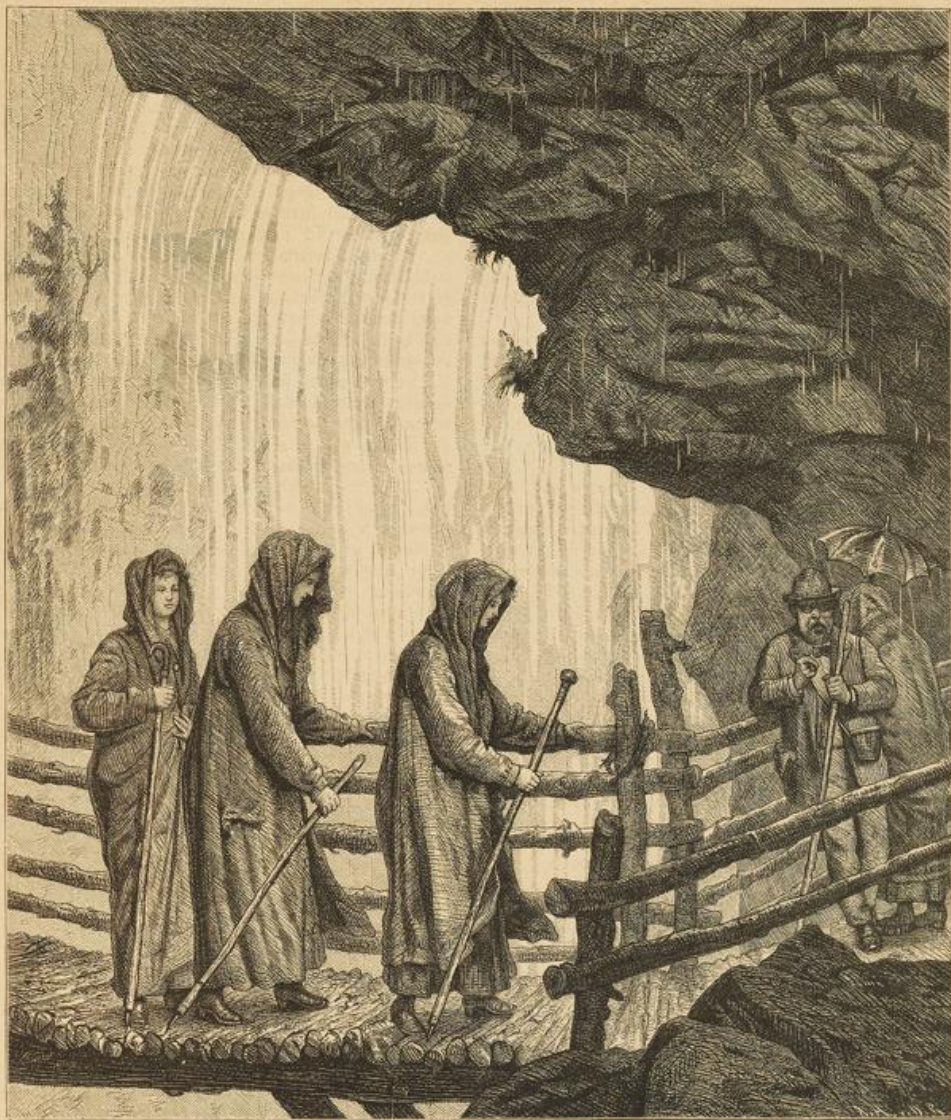
„Marie hat Recht,“ sagte Seidentopf. „Und,“ fuhr er fort, „er hat noch eine Tugend: er heuchelt nicht und macht sich nicht besser als er ist. Im Gegenheil, er legt sich noch Tollheiten zu, denn das menschliche Herz ist wunderbar in seinen Eitelkeiten. Die meisten suchen ihren Vortheil im Tugendsein, er gefällt sich im Schein der Sünde. Ich will nicht alles an ihm loben, aber wenn ich die Summe seiner Fehler ziehen sollte, so würde ich sagen, er ist eitel und gefallsüchtig und nicht fest in Grundfäßen.“

„Nicht fest in Grundfäßen,“ braute jetzt unsere geschworene Banneseindin auf. „Das nenne ich denn doch Beschönigung. Er hat überhaupt keine, und das ist das Schlimmste. Wer keine Grundfäße hat, der ist wie ein Raubthier oder eine Rabe. Und wie macht es die Rabe? Jetzt schnurrt und spinnt sie noch und wärmt sich an der Ofenecke, aber im nächsten Augenblicke springt sie dem schlafenden Kind an die Kehle. Sie hat es für eine Maus gehalten,“ sagen dann die Leute, die für alles eine Entschuldigung haben. Aber ich mag nichts davon wissen. Maus hin, Maus her, die kleine Unschuld ist todt.“

Renate und Marie wechselten Wäde, die Schorlemmer aber, die, so gut sie war, in ihrem Eifer oft aller Liebe ver-gaß, fuhr immer heftiger fort: „Und mit diesem Manne ziehen sie gegen die Mauern einer festen Stadt, als ob er ein Mann Gottes und ein Auserwählter wäre. Er wird aber den dicken Mann von Froghagen, dem sie das alte Ruzenhorn um den Nacken gelegt haben, umsonst blasen lassen, denn das alte Ruzenhorn ist keine Posaune und Banne, Gott weiß es, ist kein Josua. Denn der hatte das Geseß, das Gott dem Mose gegeben, und wich nicht zur Rechten und nicht zur Linken. Und so blieb es in Israel, und wenn es arg wurde, weil sie sich mit den heidnischen Völkern mischten und den heidnischen Göttern dienten, dann weckte Gott einen Gottesmann unter ihnen, der schlug dann die Moabiter und Amalakter und viele andere noch. Und warum schlug er sie? Weil er dem rechten Gotte diente und die Baalstempel stürzte. Aber dieser Banne, der nun auszieht, um unsere Feinde zu schlagen, der ist selber ein Heidenkind und möchte jeden Tag dem Baal Tempel und Altäre bauen. Und was ist sein Baal? Das Spiel und der Trunk und des Fleisches Lust. Und deshalb sage ich, er wird nicht wiederkehren wie Gideon...“

„Aber wie Jephtha,“ unterbrach Renate, „und ich werde ihm, so er siegreich heimkehrt, mit Pauken und Cymbeln entgegenziehen.“

Seidentopf und Marie vergaßen angesichts dieses grotesken Bildes auf Augenblicke wenigstens den Ernst ihrer Lage, während Renate selbst die Hand der Schorlemmer nahm und beschwichtigend sagte: „Sieh nicht so böse darcin; aber es ist nicht gut, wie Du sprichst. Wir sind hier in schwerer Stunde beisammen, und die Liebsten, die wir haben, sind ausgezogen, um dem



Unter dem Gießbach.

Gezeichnet von Kotschenreiter.

Der Gießbach in der Schweiz am Brienzler See ist ein Musterfall erster Ordnung. Seine Wiege steht droben hinter dem Faulhorn im Blauenjoch am Schwarzhorn. Dort thut er den ersten kühnen Sprung aus steter Höhe auf das Tschingelsfeld, bald einen zweiten, dritten, und dann trifft er auf die Gefährten vom Faulhorn und von der Bättenalp her. Welch mühsames Leben: neuer Sturz und wilder Kampf in der engen Felschlucht der Bottenklamm, die ihn einst ganz verschlungen hätte, wenn er nicht durch vorsorgliche Menschenhände, die den begehrlichen Schlund stopften, gerettet worden wäre. Denn das sanfte Wiesenthal da droben, eine kurze Strecke der Ruhe, und nun steht er fliegend, zaudernd am Felsrande, gegen eihundert Fuß über dem See, in den er über die große Niesentreppe von vierzehn Stufen hinab muß, seinen Lauf zu schließen.

Im „Meyer“ und im „Bädeler“ ist der Gießbach mit einem Stern ausgezeichnet und von Interlaken oder Brienz ist er mit dem Dampfbote schnell zu erreichen. Jetzt besuchen ihn tausende; aber viele Jahrhunderte stieß er unbeachtet in seiner Baldeseinamkeit dahin, und sein nächster Nachbar, der Reichenbachfall war längst bekannt, ehe man dem Gießbach nur einige Aufmerksamkeit schenkte. Erst vor fünfzig Jahren

war ein Weg in der Tannemoisnisch bis zu den oberen Fällen hin gebrochen, die Schönheit des Gießbachs ans Licht gezogen und damit eine reichsprudende Quelle des Gewinns entdeckt worden. Jetzt steht unten an den Fällen in der Einsamkeit ein großartiges Hotel, dem selbst Gasbeleuchtung nicht fehlt, von dem aus in der Saison die Fälle mit bengalischem Lichte erleuchtet werden, so daß sie in blau, grün und purpur in die Nacht hinein strahlen. Wer aber diese künstliche Färbung der Natur nicht liebt, der wandle zu Fuß hinauf bis zu den obersten Fällen, durch das Grün der Matten und Wälder und mache Halt an dem zweiten Falle, hinter dem eine von beiden Seiten zugängige und die Ufer verbindende Grotte hinführt. Da treten wir ein, und über uns, vor uns rauscht die ganze Masse des Gießbachwassers dahin; wie durch einen Schleier schauen wir die Tannen, die Bäume von hier aus.

Wir sind abgeschieden durch den Wassersturz von der Welt, befinden uns wie in einer Nizengrotte und schützen uns durch Regenschirm und Schirm vor dem Sprühregen des mächtigen Falles, der in ewigem Gleichlaufen, sich selbst nur lebend, hastig ohne Hast und Ruh rauschend und donnernd hier in die Tiefe stürzt.

Landes das Zeichen der Erhebung zu geben. Und was thust Du? Du malst uns schwarze Bilder, als ob alles untergehen müßte um dieses einen Mannes willen. Das ist nicht recht, und ich kenne Dich nicht wieder. Um eines Guten willen übt Gott viel Gnade, so hast Du mich früher gelehrt, aber er führt nicht um eines Bösen willen hundert und tausend ins Verderben. Habe ich Recht, lieber Pastor?"

„Ja und wieder ja,“ sagte Seidentopf. „Es führt zu nichts, unsere Herzen immer bänger und schwerer zu machen, wo wir uns aufrichten sollen. Der Eifer hat meine alte Freundin hingegriffen. Wir haben alle einen Punkt, der eine diesen, der andere jenen, wo wir, wenn wir am gerechtesten zu sein vermeinen, am ungerechtesten werden. Und bei meiner Freundin heißt er: Bamme. Lassen wir den Streit und das Trübsel und lesen wir ein Wort von der Allmacht und der Gnade Gottes.“

Marie war aufgestanden und holte von der Camera theologica her die große Augsburgische mit den Eisenzwingen und öffnete die Klammern. Der alte Seidentopf aber las den neunzigsten Psalm: „Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Darnach erhoben sich die Schorlemmer und Renate, um in das Herrenhaus zurückzukehren. Mit ihnen auch Marie, denn sie wollten die Nacht zusammenbleiben.

LVI. Der Ueberfall.

Während in der Pfarre Seidentopf und die drei Frauen in dieser Weise plauderten, rückten die Kompagnien auf Frankfurt zu. Einzelne Sterne, kaum hervorgekommen, hatten sich ebenso rasch wieder versteckt und nur der Schnee, der lag, gab gerade Licht genug, um des Weges nicht zu fehlen. Schweigsam, in dunkler Kolonne ging der Marsch und wer hundert Schritte seitwärts gestanden hätte, hätte nichts wahrgenommen als einen langen Schattenstrich und dann und wann ein paar Funken aus den kurzen Pfeifen der Landsturmmänner. Die Krähen sahen dem Zuge nach, verwundert, aber ohne sich zu rühren und nur ein paar von ihnen flogen trügend auf, um es am Wege hin den andern zu melden. Dabei senkte sich das Gewölk immer tiefer, und jeder empfand es wie Schwüle, trotzdem eine kalte Luft strich.

So kamen sie bis Reitwein. Hier war noch überall Licht, viele von den Dörflern, auch hier meistens Frauen, waren bis auf den Fahrweg hinausgetreten, um ihre in der Kolonne befindlichen Angehörigen zu begrüßen, andere blieben in den Thüren stehen und wehten und winkten mit weißen Tüchern, was in dem Dunkel, das herrschte, einen unheimlichen Eindruck machte.

Hinter dem Dorfe theilte sich der Weg. Als die Kolonnen spitze den Gabelpunkt erreicht hatte, schwenkten die Barnimischen Bataillone, ganz wie Seidentopf es vermuthet hatte, nach links hin in die Niederung ab, während die andere Hälfte des Zuges auf dem Plateau weiter marschirte. Bei dieser zweiten Hälfte befand sich, außer dem Kommandirenden und seinen Adjutanten, auch unser Bataillon Lebus.

An der Spitze dieses Bataillons, den vordersten Motten um fünfzig Schritt voraus, ritten Drosselstein und Bihewiß. Sie kannten Weg und Steg und hatten auf Bammes ausdrücklichen Wunsch die Führung während des Marsches übernommen. Beiden war nicht plauderhaft zu Sinn; endlich aber, als die letzten Reitweinschen Häuser schon in Büchenschuhentfernung lagen, begann Drosselstein: „Ein Glück, daß wir Hirschfeldt an der Seite des Generals haben. Er ist kaltblütig und kennt den Krieg.“

„Ja,“ bestätigte Bihewiß. „Und ein Glück um so mehr, als der Alte sich selber mißtraut. Er war eitel genug, das Kommando, das wir ihm anbieten mußten, auch anzunehmen; jetzt aber ist er unsicher, weil er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen fühlt. Am liebsten würde er es jedem Einzelnen sagen, und ich rechne es ihm hoch an, daß er darauf verzichtet und sich uns und den Leuten gegenüber zum Schweigen zwingt. Er ist kein Mann der ruhigen Ueberlegung und nur waghalsig für seine Person. Die Verantwortlichkeit drückt ihn. Diese

Stunden sind übrigens die schlimmsten. Ist er erst in Aktion, wird er sich selber wiederfinden.“

„Und diese Aktion, wie wird sie ablaufen?“ fragte der Graf.

„Ich hoffe gut; es wäre denn . . .“

Drosselstein sah ihn fragend an.

„Es wäre denn,“ wiederholte Bihewiß, „daß uns die Russen im Stich ließen.“

„Ich habe Tschernitschefs Zusicherung, habe sie, wie Sie wissen, gestern wieder. Er ist kein Mann der Eiferfüchteleien.“

„Vielleicht nicht,“ antwortete Bihewiß. „Aber ich kenne die Russen, sie sind launenhaft und lassen es an sich kommen. Dabei haben sie jene glatten gesellschaftlichen Formen, die die Sache noch schlimmer machen. Sie versprechen alles und wissen im Voraus, daß sie das Versprechen nicht halten werden, wenigstens fühlen sie sich nicht in ihrem Gewissen gebunden. Es fehlt ihnen zweierlei: Ehrgefühl und Mitgefühl. Und Tschernitschew ist wie die anderen. Es ist möglich, daß er kommt, aber es ist andererseits nicht unmöglich, daß er nicht kommt. Und das ist es, was mir Furcht und Sorge macht.“

Drosselstein suchte zu widerlegen, aber seine Worte verriethen deutlich, daß er im Grunde seines Herzens Bernadts Befürchtungen theilte.

An der Duene der Kolonne ritten Bamme und Hirschfeldt.

„Nun, Hirschfeldt, wie ist Ihnen?“

„Gut, Herr General.“

„Freut mich. Ehrlich gestanden, mir will es nicht glücken, ich bin nicht recht in meinem esse, alles kommt mir zu hochbeinig vor, besonders meine Stute. Und solch Ueberfall ist doch ein eigen Ding, ein Pferd wehert, ein Hund blafft und weg sind alle Chancen. Spielen Sie, Hirschfeldt?“

„Ich habe gespielt.“

„Nun, dann wissen Sie, den einen Tag weiß man ganz bestimmt, daß Treff sieben gewinnen wird, und den andern Tag weiß man es nicht.“

„Und solch ein Tag ist heute?“

„Hol mich der Geier, ja. Sehen Sie die Krähen an, die hier oben sitzen, sie rühren sich nicht einmal. Sie wissen, daß wir ihnen vor Angst nichts thun werden. Kluge Thiere. Eben ritt ich die Kolonne herunter, Gott, wie das alles schleicht, so schwarz und still, als ob dieser Graben der Fluß in der Unterwelt wäre. Wie hieß er doch?“

„Sty.“

„Richtig, Sty. Der reine Leidenzug. Und ich wette, den Kerls ist auch so zu Muth. Jeder wäre lieber zu Haus.“

Hirschfeldt lächelte.

„Es ist immer so, General. Die beste Truppe macht ein schief Gesicht, ehe es losgeht. Und nun gar bei Nacht. Die Nacht ist keines Menschen Freund, sagt das Sprichwort, und der Soldat ist auch ein Mensch. Aber die Leute sind gut. Die Pitentkompagnie unter dem hageren alten Herrn . . .“

„Ruhe.“

„. . . Diese Pitentkompagnie kann als Muster gelten und die Kompagnie Hohen-Viege kommt ihr gleich. Sehen Sie solchen Mann wie diesen Knichase, ein Herz wie ein Kind und ein paar Arme wie ein Athlet. Ich habe mir heute bei der Revue jeden Einzelnen scharf angesehen. Es wird alles in allem gut ablaufen, immer vorausgesetzt . . .“

„Nun?“

„Immer vorausgesetzt, daß uns die Russen nicht im Stiche lassen.“

Bamme nickte und sagte dann zustimmend: „Ich traue dem Zettenborn nicht. Flausenmacher. Will sich in die Zeitungen bringen. Berlin, Berlin. All dies ist ihm zu wenig, macht nicht Aufsehen genug.“

Es war ganz ersichtlich, daß Bamme den ernstesten und beinahe feierlichen Tschernitschew mit dem etwas leichtfüßigen Zettenborn, der seit vollen drei Tagen auf dem Hohen-Barnim, zwischen Küstrin und Berlin umherschwärzte, verwechselte. Hirschfeldt war auch Willens, den Alten respektvollst darüber aufzuklären, dieser aber fuhr ohne Pause fort: „Sie glauben nicht, Hirschfeldt, was ich an solchen Eitelkeiten alles habe

scheitern sehen! Und was noch schlimmer ist als die Eitelkeiten, das sind die Rivalitäten, doppelt und dreifach, wenn sie sich ein politisches oder nationales Mäntelchen umhängen können. Und nun gar diese Russen! Ich wette, daß uns jeder von ihnen eine Schlappe gönnt. Es liegt ihnen daran, der Welt und vielleicht auch sich selber weiß zu machen, daß es ohne Kosaken nicht geht, und daß überall, wo diese Hilfe fehlt, eine Niederlage sicher ist. Sie gefallen sich in ihrer Befreierrolle, und um so mehr, je neuer ihnen diese Rolle ist."

Unter solchen Gesprächen setzte sich der Marsch der Kolonne fort und durch die Nacht hin hörte man nichts als den schweren Trit der Landsturmänner auf dem hartgefrorenen Schnee und von Zeit zu Zeit das Klappern ihrer Rifen und Gewehre, wenn sie diese von der einen Schulter auf die andere legten. Um zehn Uhr passirten sie Podelzig, um elf die Lebuser Schäferei. Von hier aus war es noch anderthalb Stunde; immer schwankender wurde der lange schattenhafte Zug, bis man es von der Oberkirche her Mitternacht schlagen hörte; einige Minuten später hielten alle am Spitzkrug. Die beiden Barnimischen Bataillone waren schon da und standen zu beiden Seiten des Wegs. Eine kurze Rast war unerläßlich; Bammme ließ die Gewehre zusammenstellen und gleich darauf saßen die Landsturmänner auf Baumplanzen und Ghaussesteinen und wickelten aus ihren Sacktüchern heraus, was ihnen Weis und Kind an Nahrung mit auf den Weg gegeben hatten. Kein Wort fiel; jeder fragte sich still, ob es wohl seine letzte Mahlzeit sei.

Bammme war während dieser Lagerzeite in den Spitzkrug eingetreten, in dessen großem, aber niedrigen und spärlich erleuchteten Gastzimmer er den erwarteten Vertrauensmann der Frankfurter Bürgerchaften bereits vorfand. Aus seinem Rapport ergab sich, daß alle Häuser am Nikolaikirchplatz mit Bürgerwehren besetzt, in der alten Kirche selbst aber die besten Mannschaften versteckt seien, mit denen Othegraden den General Girard gefangen zu nehmen gedente. All dies wurde mit Freude gehört; eine zweite Mittheilung indessen, dahin gehend, daß unten am Eingang in die Vorstadt, keine hundert Schritt vom „letzten Heller“ entfernt, eine französische Schildwache stehe, war desto unerfreulicher und nur angethan, ernste Verlegenheiten zu bereiten. Was thun, wie sollte man an dieser Schildwache vorbei?

Der Spitzkrugwirth erbot sich, einmal nachzusehen. Bammme war es zufrieden und ließ inzwischen die Brigade wieder antreten. Er selbst hielt am rechten Flügel, in Front des Bataillons Lebus. Es wahrte nicht lange, so war der Wirth zurück und bestätigte, daß ein französischer Wachtposten vor dem Saant Georgs-Hospitale schildere.

„Verdammt!“ jagte Bammme, „dieser Kerl ist mir im Wege. Wir müssen ihn beschleiden und niederstoßen. Freiwillige vor!“ Eine peinliche Pause folgte. Dann hörte man Kniehases Stimme vom rechten Flügel her: „Wenn es sein muß, Herr General . . .“

Aber es lag etwas in dem Ton und Ausdruck seiner Worte, das eines tiefen Eindrucks nicht verfehlte. Bammme, der mit unter diesem Eindruck war, preßte seine Fuchsstute dicht an die Schulter des athletischen alten Mannes und sagte: „Nein, Kniehase, lassen wir es. Es muß nicht sein.“ Und damit fiel ein Stein von aller Brust. Ein Vorschlag, der schon vorher gemacht worden war, wurde wieder aufgenommen und im Einklange damit beschloffen, die lange Vorstadt ganz zu vermeiden,

vielmehr dicht neben derselben hin, im Schutze des sogenannten „Donischberges“, eines mit Berst und Strauchwerk bestandenen Hügelrändens, bis an die Altstadt vorzudringen. Erst hier, am Thore selbst, sollte dann *coûte quocôte* der Kampf aufgenommen werden. Sofort, unter Belassung eines den Rückzug sicher stellenden Bataillons am Spitzkrug, wurden alle nöthigen Kommandos für den Vormarsch gegeben. Die beiden Barnimischen Bataillone setzten sich über das Plateau hin in Bewegung, um die mehr südlich gelegenen Thore zu gewinnen, während das Bataillon Lebus die mehrgenannte Hügelstraße hinunter rückte. Dicht vor dem letzten Heller bog es nach rechts hin ab und marschirte nun in aufgelöster Ordnung, zwischen den Windungen des Donischberges hin, auf die ringförmige Casplanade zu, die den Kranz der Vorstädte von der Altstadt trennte.

Kompagnie Hohen-Viez hatte die Tete. Als sie den Platz am Graben erreicht und mit der Raschheit alter Soldaten sich wieder rangirt hatte, setzte sich Wigewitz an die Spitze der Seinen, zog den Degen und ritt im Galopp gegen die Dammbrücke vor, die, über den Graben weg, auf das alte Lebuser Thor zuführte. Dieses war geschlossen und durch das obere Gatter fielen einzelne Schüsse. Kämmeritz, der schon „anno vierundneunzig“ als „Kugelfang“ gegolten hatte, erhielt einen Streifschuß, gleich darauf einen zweiten, ohne daß seine gute Lanze oder die der Zunächststehenden gestört worden wäre; jezt aber stürzte der Sohn des alten Bauers Püschel zusammen, Kugel durch die Brust, und Wigewitz, zurückprallend, murmelte vor sich hin: „der erste Tobte“.

Alles stockte; Schred und Rathlosigkeit. Es ging nicht weiter.

In diesem Augenblicke jagte Bammme die lange Kolonne herauf, bis in die Front des Zuges, und mit seinem dicken Fischbein auf die zweiräderigen Karren zeigend, die nach rechts hin in der von ihm wohlverwahrten Thoransbuchtung halb lagen, halb standen, rief er Kniehase zu: „Vier Mann vor! Ich kenne unsere Stadthore; wurmfischig wie Bierpfropfen. 'rau; weg mit dem Bettel!“

Und trach, da lag es, und unter Hurrah brachen unsere Vordersten in Alt-Frankfurt ein. Alles vom Feinde floh in die Wache; nur der Posten vorm Gewehr, ein Voltigeur mit einem Spigbart, hielt noch aus, und Wigewitz hob eben den Arm, um ihn in Revanche für den Todten, der draussen vor dem Gatterthore lag, niederzuhaufen, als Hanne Bogun aufglatt an ihm vorbeischoß und den Voltigeur von der Seite her niederstach.

„Petit crevé,“ rief der tödtlich Getroffene und sank zu Boden.

Der Rest des Bataillons rückte nach, und als sich in den nächstfolgenden Minuten alles auf dem Brüdendam und zum Theil auch schon unter dem tiefen Thorgewölbe gesammelt hatte, gab Bammme Befehl, daß Kompagnie Hohen-Viez, als nächst verfügbare Reserve, bei der von ihr ernährten Thorwache verbleiben, Wigewitz selbst aber (dessen Rathes er nicht entbehren mochte) ihn auf dem weiteren Vormarsch in die Stadt begleiten solle. Ebenso Hanne Bogun mit dem Sichelwäcker.

Kaum, daß diese Befehle gegeben waren, als sich auch schon die lange Kolonne nach vorn in Bewegung setzte: Kompagnie Droffelstein voranf, dann Liegen-Dolgelin, dann Ruge mit seinen Piketieren. Als der letzte Mann vorüber war, warf Bammme seine Fuchsstute herum, gab ihr die Sporen und jagte bis in die Front der Kolonne, die mittlerweile schon das Gassengewirre der Innenstadt erreicht hatte. (Fortsetzung folgt.)

Am Familientische.

Ein unentbehrliches Haushaltsstück.

Es wird so mancherlei ins Haus geschafft, das für unentbehrlich gilt, und wir freuen uns des, wenn es zu einem berechtigten Comfort oder auch nur zum wohlthuenden Schmud des Heimweicns beiträgt. Am tiefmütterlichsten kommt aber bei der Wahl der Anschaffungen noch immer ein Gegenstand fort, das ist — das Buch. Da sucht man sich auf alle Weise zu helfen; man entnimmt es aus Leihbibliotheken, entlehnt es von Freunden, läßt es sich vom Buchhändler zur Ansicht schicken und durchblättert es, so gut es geht, aber ehe man es kauft, da dreht man den Groschen hundertmal öfter herum, als bei jeder anderen Ausgabe. Da heißt es: das steht nur im Wege, man liest

es einmal, dann verstant es, und man hat nichts davon. Solche Bücher sollte man allerdings nicht kaufen, die man nur einmal liest und die man danach auf Rimmerwiedersehen in den Schrank stellt, wohl aber solche, zu denen man stets gern zurückkehrt, die man zur Equidung und Stärkung, zur Anregung und Freude immer wieder in die Hand nimmt. Welche dazu gehören, davon hat ein Berufenerer in Nr. 12 (S. 198 ff.) des weiteren gehandelt. Da war aber mehr die Rede von schöner Literatur im eigentümlichen Wortsinne; darüber darf indes das Nützliche nicht vergessen werden. Von allen nützlichen Büchern kenne ich nun kein so unentbehrliches, als das so eben in zweiter (umgearbeiteter und vermehrter) Auflage erschienene Handlexikon des all-

gemeinen Wissens (Leipzig, Verlag des bibliographischen Instituts). Das ist ein ganz merkwürdiges Buch — was in den beiden, trotz ihrer 2165 Seiten leicht zu handhabenden Bänden drin steht, glaubt keiner, der es nicht aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat. Es erinnert wahrhaftig an den grauen Mann im Peter Schlemihl, der aus seiner Tasche die fabelhaftesten Dinge hervorholte, ohne eine Miene zu verziehen. Und doch geht alles hier mit rechten Dingen zu. Der Herr Meyer und seine Redaktoren sind eben ganz ungewöhnlich geschickte Leute, die es verstanden haben, das Nothwendigste aus der Gesamtmasse des Wissens so zusammenzudrängen, wie es bisher noch nie geschehen ist.

Da findet man nicht nur die üblichen Wörter aus allen möglichen Wissenschaften, kurz, präcis, klar und deutlich behandelt, sondern auch alle im täglichen Leben und Lesen am meisten gebrauchten Fremdwörter; da hat man nicht nur ein fast vollständiges geographisches Handwörterbuch, sondern einen ganz ordentlichen Atlas, der physikalische und politische Geographie, Kulturgeographie und Geschichtskarten umfaßt; da sind Wörterbücher, welche die wichtigsten Banfische und die hervorragendsten plastischen Kunstwerke veranschaulichen; da sind andere, die einen Blick in die Anatomie des Menschen gewähren; da lernen wir Pflanzen und Thiere im Wilde kennen, und zu den Artikeln aus der Technologie, Industrie, deutsche Marine etc. sind höchst instructive veranschaulichende Zeichnungen gegeben. Endlich ist der Reichthum an eigentlichen Stichworten, die sich auf 41,122 belaufen, noch um circa 20,000 vermehrt durch ein treffliches Register, welches am Schlusse des Werkes auf solche Namen oder Gegenstände verweist, welchen selbstständige Artikel unter eigenem Stichwort nicht eingeräumt werden konnten. Dabei ist alles so handlich, so praktisch eingerichtet, alles so leicht und bequem zu finden, daß man mit immer erneutem Vergnügen zu dem Buche wie zu einem zuverlässigen Freunde zurückkehrt. In zwei Theilen von je ca. 1100 Seiten, geschmackvoll und dauerhaft gebunden, dient es so zugleich zur Herde des Hauses, wie es gewiß auch zum Nutzen, ja zum Comfort desselben beiträgt. R. K.

Bücherschau. LXII.

Bausleine zur Geschichte des Gustav-Adolph-Vereins. Herausgegeben von Wilhelm Preffel. 1. Band. Das Evangelium in Spanien, von Fr. Preffel. Freienwalde a. O., Verlag von Ferdinand Bräseke. H. 8. 288 S.

Auch der Gustav-Adolph-Verein, diese reiche Segensquelle evangelischen Lebens, leidet unter der Ungunst der äußeren Lebensverhältnisse wie unter der inneren Zerfahrenheit der Kirche selbst, welcher er dienen will. Die „Bausleine“, deren erster Theil uns hier vorliegt, wollen das hier und da ermattete Interesse aufrichten und neu beleben helfen. Es ist ein guter Gedanke, die Schicksale des Protestantismus innerhalb der katholischen Länder Europas: Spaniens, Frankreichs, Italiens, Ungarns, Deutschösterreichs, Böhmens, der Niederlande und der wesentlich katholischen Theile des deutschen Vaterlandes, in populärer und lebendiger Form darzustellen.

Manchem, der noch ein Herz für seine Kirche hat, mögen die Augen auf- und übergehen, wenn er erfährt, daß in den Gebieten, wo der Gustav-Adolph-Verein heute mühsam dürftige Reste evangelischen Gemeindeglaubens zu pflegen versucht, im Zeitalter der Reformirten und zum Theil noch geraume Zeit später, das Evangelium eine starke Macht war und daß zu dessen damaliger Ausbreitung die Veruche der Kinderobrigkeit heute in gar keinem Verhältnis stehen. Ja, wenn wir an die Albigenser und Waldenser, an die böhmischen Brüder denken, so werden wir gar auf vorreformatorische Stufen geführt, die gleichfalls zum großen Theil römischer Lebermacht erliegen sind.

Der Verfasser schickt seinem eigentlichen Thema auf wenig Seiten eine kurze Geschichte und Statistik des Gustav-Adolph-Vereins voraus. Wir erfahren daraus unter anderem, daß der über alle Theile der Erde seine Wirksamkeit äbende Verein seit seinem Entstehen eine Gesamt-einnahme von mehr denn 12 Millionen Mark gehabt hat.

Zu seinem Hauptthema hat der Verfasser zwar kein neues urkundliches Material, aber die besten gedruckten Hilfsmittel ausgenutzt, die er Seite 280 zusammenstellt. Zuerst wird uns Spanien vor der Reformation in kurzen Zügen vorgeführt, die Zeit, wo Islam und Judentum allein die feyerlichen Elemente dort waren. Die Inquisition sollte gegen beide handeln, sie und die Jesuiten reagierten gegen den neuen Glauben, der selbst in dem katholischsten aller Länder seine Jünger und seine Märtyrer fand. Und nicht am wenigsten unter dem Adel und dem höheren Bürgerstande. In einem besonders interessanten Kapitel „Die Erröthung der Reformation“ (S. 144—174) wird die Ausrottung der neuen Kezerei in den Jahren 1558—1570 geschildert. Die Auswanderung der Verfolgten war außerordentlich erichwert und die Autodafes fanden eine reiche sündliche Ernte. Man rechnet fast 200,000 Familien, die während eines halben Jahrhunderts dem Martyrium in irgend einer Gestalt verfielen. Aber die Remess blieb auch hier nicht aus, seitdem liegt es wie ein Fluch und ein Schweigen des Todes über dem immer tiefer sinkenden Lande. Auch der im Jahre

1766 von Karls III Minister Aranda gemachte Colonisationsversuch, zum Theil mit deutschen Arbeitskräften, konnte bei dem Mangel freier Religionsübung für die protestantischen Colonisten nicht zu rechtem Gedeihen kommen. Wie trüb es bis in unsere Zeit geblieben, leht am besten der Fall Matamoros und das schmerzliche Aufsehen, das er in der evangelischen Welt erregte.

Erst die Revolution des Jahres 1808 hat hierin bessere Zustände, Freilassung evangelischer Religionsübung gebracht. Die Darstellung dieser verheißungsvollen Reform wird in unserem Buche eingeleitet durch die charakteristische Rede des Antonio Carasco, welche dieser Mitverbannte des Matamoros auf dem Allianztag in Amsterdam 1807 hielt. Wir erfahren aus der warmen und edelen Sprache dieser Rede, daß sein Heimatland mitten in einer verhängnisvollen und wohl gewordenen Kirche der verborgenen Spuren evangelischen Glaubens nicht ganz entbehre und daß die herrliche Intoleranz immer mehr an Boden verliere. Die Rede verhält sich in ihrer prophetischen Sicherheit wie die Verheißung zur Erfüllung der Folgejahre. In Madrid bestanden schon Anfang 1809 drei evangelische Kirchen, im Frühjahr 1871 wurde zu Sevilla die erste Generalsynode abgehalten. An diese Vorgänge schließt sich eine weitere Reihe von Kirchengründungen; ein immer reicherer Bücherverkehr, ja die Errichtung einer evangelischen Buchhandlung in Madrid, ebenso von Kleinkindererziehungen und Waisenhäusern kommt der guten Sache zu Hilfe. Wir Deutsche freuen uns, auch in dieser Bewegung dem Namen Pledner in Ehren zu begegnen. Der edele Carasco, unter allen Erfolgen doch oft entmuthigt, hatte noch in New-York für die Evangelisation seines Vaterlandes das Wort ergriffen, auf der Rückfahrt aber von America endete er durch den Schiffbruch der „Vile du Havre“ sein tragisches Leben.

Dieses Buch, wie das Unternehmen, von dem es ein Glied ist, verdient gerade innerhalb des Leserkreises des Daheim die wärmste Aufnahme. Kinderlieder von Hoffmann von Fallersleben. Erste vollständige Ausgabe, besorgt durch Dr. Lionel von Donop. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. H. 8. 296 S.

Es ist eine altbekannte Dichtergabe, die uns hier in neuer Gestalt, gewiß vielen zur Freude, geboten wird. Und zum ersten Male erscheint der frische Strauß dieser Kinderlieder vollständig gesammelt, durch bisher ungedruckte bereichert und gereinigt von den vom Dichter selbst verworfenen. Der Text ist durch genaue Vergleichung der Handschrift des Dichters mit den bisherigen Drucken aufs neue festgestellt und verbessert; ein Register der Liedanfänge erleichtert das Nachschlagen.

Eingehend zu charakterisiren, das thut bei Liedern, von denen die besten längst in Bibel und Leiebuch und in den Kindermund selbst übergegangen sind, kaum noth. Aber es ist in der That ein poetischer Kindergarten, der sich hier aufthut. Der Hoffmann von Fallersleben in seiner späteren Lebensjahre getannt hat, konnte durch die Verbitterung, Verhimmlung und Parteiucht hindurch kaum ahnen, daß hinter alle diesen doch ein kindliches Herz lag, das die Kinder verstand in Scherz und Ernst, mit ihnen poetisch zu spielen und zu singen wußte. Man kann diese Lieder in zwei Theile scheiden: in diejenigen, wo die Liebe der Erwachsenen über die Kindheit sich auspricht, und die unmittelbar aus dem Sinne und Fühlen der Kinder herausgenommenen. Die letzteren sind ohne Frage die besten. Thier- und Pflanzenwelt beleben sich für das Kind, das mit beiden wie mit seines Gleichen verkehrt; Winter und Lenz, Sommer und Herbst reden zu uns aus der Kinderseele. Der nettsche Humor fehlt nicht. Man lese nur Lieder wie „Rippen, Spizlein und Fiplein“. Eine kleine Probe erster Art geben wir in „Schmetterlings Sterbelied“:

„Veh wohl, mein Vater Sonnenschein!

Du, meine Mutter Wüthendunst!

Ihr Schwestern all und Brüderlein

Im süßen Hauch der Himmelsluft!

Ich schwebte gern mit euch umher

In Wald und Wiese, Au und Fels;

Wie war mein Herz von Sorgen schwer,

Ungern verlass ich diese Welt.

So sang der müde Schmetterling,

So sang er sich sein Sterbelied.

Kaum als er an zu leben fing,

War hin sein Leben, und er schied.

Wer die Kinder liebt, wird auch diese Lieder lieben. Eine bessere Empfehlung wissen wir dieser Sammlung nicht mit auf den Weg zu geben. D. S.

Inhalt: Erlämpst. (Schluß.) Novelle von R. Brand. — Die Wissenschaft und die lebenden Thiere. Von Dr. Julius Stinde. — „Kennst Du ihn?“ Bild von F. Thöne. — Taten der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Mit Karte der deutschen Rettungstationen. — Die Meerichampfen von Wuhla. — Vor dem Sturm. (Forsk.) Roman von Fontane. — Unter dem Gießbach. Ges. von Kotschenreiter. — Ein unentbehr. Haushaltshand. — Bücherschau. LXII.

Wahlkarte des Daheim.

Das Daheim bringt auch diesmal wieder eine Wahlkarte, jedoch ist eine solche, wenn sie irgend welchen Werth haben soll, nicht vor Beendigung der Stichwahlen (ca. 70) herzustellen; sie kam also nicht eher erscheinen, als bis dieselben stattgefunden haben. Die Wahlkarte wird den Abonnenten gratis gegeben; einzeln bezogen kostet sie 60 Pf.

Daheim-Redaktion.

Verlagsgeber: Dr. Robert Kornig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Felsagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Aus der Zeit — für die Zeit.



Herzog von Connaught, Prinzessin Luise Margarethe von Preußen, Prinzessin Marie von Preußen, Prinz Heinrich der Niederlande.

Die beiden Brautpaare am preussischen Hofe.

Der Fackeltanz am Königl. Preussischen Hofe.*)

Nach den Akten des Königl. Heroldsamtes von G. Hillt.

„Fackeltanz“ bei den kaiserlichen Hochzeitsfeierlichkeiten! Damit verbindet sich noch heute die Vorstellung von tausendem, unter Schwingung der flammenden Fackel stattfindenden Reigen, bei welchem laut Ceremoniell die Exzellenzen, die Minister sich im glutheligen Lichte der Fackel bewegen.

Tausende Exzellenzen mögen immerhin ein besonderes Interesse erwecken, aber die Sache an sich ist doch anders. Eins ist aber unbestreitbar: daß der Fackeltanz zu den wichtigsten ceremoniellen Stücken am kaiserlichen Hofe gehört. Ueber den Ursprung des Tanzes gehen die Meinungen auseinander. Man darf denselben aber wohl dreifach unter die Hochzeitsgebräuche setzen, welche den Alten eigen waren, wenigstens ein Tanz im eigentlichen Sinne nicht immer stattfand. Bei den Griechen ging der Braut ein Fackelträger zum Schlafgemache voran, bei gewissen Bettläufern der Athener trugen die Kämpfer Fackeln, welche während des Rennens nicht auslösen durften etc.

Die alten Deutschen bedienten sich der Fackeln bei den verschiedensten Festlichkeiten, und so ist es denn auch in unserm Vaterlande geblieben, als die mittelalterlichen Feste stattfanden. Man wird sich sehr wohl der sogenannten Turnierdante erinnern, welche von Damen den Siegern nach einem Turniere gereicht wurden. Auch diese Ueberreicherung fand bei Fackeltänzen statt, wobei die Preisvertheilung unter Vortragung von Fackeln in den Saal geführt ward.

Nun war es Sitte geworden, nach dem Turniere den sogenannten Ehrentanz zu halten. Auch dieser fand bei Fackeltänzen statt. Da wir es hier hauptsächlich mit dem brandenburgischen Ceremoniell zu thun haben, so muß auch der Festlichkeiten des kaiserlichen Hofes Erwähnung geschehen. 1509 fand unter Joachim I. in Ruppin nach dem Turniere ein Ehrentanz bei Fackeltänzen statt. Von diesen Ehrentänzen dürfte wohl am sichersten der Ursprung der Fackeltänze an kaiserlichen Höfen, insbesondere am Preussischen heruleiten sein. Nach Rammer, der diesem Festgebrauche eine besondere Schrift gewidmet hat, sieben jene beiden Tänze in unmittelbarer Verbindung. Da während des ganzen Mittelalters, und tief ins 17. Jahrhundert hinein, die Turniere und Ringkämpfe von den Festlichkeiten bei Hofe unzertrennlich waren, fanden auch die, seit Joachim I. eingeführten Ehrentänze bei Fackeltänzen, nach jedem solchen Ritterspiel statt, so z. B. 1612 bei der Vermählung des Markgrafen Joachim Ernst, 1645 und 1649, als die Schwägerin des großen Kurfürsten ihre Hochzeit feierte. Aber auch an andern Höfen wurde bei Fackeltänzen getanzt, so z. B. 1617 bei Gelegenheit einer Hochzeitsfeier zu Smitzart. So bildete sich später statt des Ehrentanzes ein Fackeltanz — oder vielmehr ein Tanz mit Fackeln — als ein bestimmtes Ceremoniell für kaiserliche Hochzeitsfeierlichkeiten heraus.

An unserm Hofe galt für die älteste Erwähnung des Fackeltanzes diejenige, welche desselben bei Gelegenheit der Vermählung Albrechts von Mecklenburg mit Anna, der Tochter Joachims I. von Brandenburg gedenkt.

Eine Unterscheidung zwischen Fackeltragen und Fackeltänzen ist nach Rammer zu beachten. Ersteres fand auch bei bürgerlichen Hochzeiten statt. Eine Berliner Volksverordnung von 1580 verbietet des Lurus wegen das Tragen von Fackeln bei Hochzeiten, die an langen Sommerabenden gefeiert wurden.

Besonders merkwürdige und glänzende Fackeltänze am Preussisch-Brandenburgischen Hofe fanden statt: 1700 bei der Vermählung der Tochter Friedrichs I. mit dem Erbprinzen von Hessen, sowie bei der dritten Vermählung Friedrichs I. Als Friedrich der Große seine Vermählung zu Salzburg 1733 als Kronprinz feierte, hielt man einen Fackeltanz, und Friedrich war es auch, welcher befahl, daß die Minister sich in der Folge bei den Fackeltänzen betheiligen sollten.

Eine bestimmte Feststellung des heute noch üblichen Ceremoniells bei Fackeltänzen, fand unter König Friedrich Wilhelm II. statt. Sie wurde bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin Auguste von Preußen mit dem Landgrafen von Hessen-Cassel im Jahre 1797 durch die Berliner Zeitungen veröffentlicht und erläutert genügend den Hergang der Feierlichkeit. Die Beschriftung lautet:

„Was jetzt noch von dem Fackeltanz beibehalten ist, besteht in folgendem. Königliche Staatsminister, 12 an der Zahl erwarten, jeder mit einer, brennenden Fackel ähnlichen weißen Wachskerze in der Hand, den königlichen Hof, wenn er von der Tafel kommt im weißen Saale, in der Nähe des Thrones. Unter diesen stellt sich das königliche Haus im Halbkreis. Pauten und Trompeten der Garde du Corps stimmen die Tanzmusik — eine Art

von Bolonaise — an. Der königl. Obermarschall mit dem Stabe in der Hand — führt an. Ihm folgen die Minister mit den fackelartig brennenden Kerzen — paarweise, dann das hohe Brautpaar, 4 Hofdamen tragen der Prinzessin die Schleppe nach. Sie gehen im ganzen Kreise, den das königl. Haus umschleicht, langsam herum. Wenn sie herumgekommen sind, so läßt die Prinzessin Braut den Bräutigam los, tritt mit einer Verbeugung vor den König, und fordert ihn so zu einem Rundgange auf, dann thut sie dasselbe mit dem Kronprinzen u. s. w. Hierauf folgt der Bräutigam mit der Königin und dann mit allen Prinzessinnen, stets unter Vortritt der Minister.“

Eine genaue Darstellung der Ceremonie und der dazu gehörigen Ordnung wird das nachstehende „Reglement für den Fackeltanz“ zeigen, welches zur Vermählung der Prinzessin Alexandrine von Preußen, mit dem Herzoge Wilhelm von Mecklenburg am 9. December 1865 zu Berlin festgesetzt wurde.

„Unmittelbar nach dem Souper findet der Fackeltanz statt. Es begeben sich die zum Fackeltanz befohlenen 12 Staatsminister nach dem Königinnens-Bemach, um daselbst die ihnen von den Fagen gereichten 12 Wachsfackeln in Empfang zu nehmen und treten sodann links auf die Seite den Feststern gegenüber. Nach aufgehobener Tafel bewegt sich der Zug der Allerhöchsten und höchsten Herrschaften, geführt vom Obermarschall unter den Arcaden des Ritterpales hindurch in den weißen Saal, woselbst Fagen, welche Festons halten, den Tanzkreis abgrenzen.

„Die vortretenden Kammerherren, die Hof-, Oberhof- und obersten Hofgarden, der Minister d. I. Hauses, die Generale und die Flügel-Adjutanten, sämtliche Damen des Gefolges der Allerhöchsten und höchsten Herrschaften etc., wobei wohl ins Auge zu fassen ist: daß Ihre I. Hoheit die Prinzessinnen vom Throne links, Ihre I. Hoheit die Bräutigam vom Throne rechts hochst Ihre Stellung nehmen. Ihre Majestäten der Königin und die Königin, sowie das hohe Brautpaar nehmen unter dem Thronbühnen Platz.

„Sobald Seine Majestät der König den Befehl zum Beginn des Fackeltanzes an den Obermarschall erteilt, bezieht sich derselbe zu den vorgedachten 12 Ministern, welche successive — paarweise, dem Zuge unter die Arcaden gefolgt sind, und zieht mit ihnen in einem Umgange vor dem Thron. Nachdem dieselben hier Front gemacht und sich einmal vor dem Throne verbeugt haben, gehen sie vor demselben vorüber und machen rechts davon in einer entsprechenden Entfernung Halt. Der Obermarschall nähert sich sodann dem hohen Brautpaare und läßt höchst daselbst durch eine Verbeugung zum Beginn des Tanzes ein. Hierauf macht das hohe Brautpaar vor Ihren Majestäten sich verneigend den ersten Umgang. Es folgt der Tanz der hohen Braut mit Sr. Majestät dem Könige und der Königin nach mit sämtlichen anwesenden königlichen und andern Prinzen. An ihnen vorübergehend verneigt das tanzende Paar sich jedesmal, sowie der Tänzer vor der Tänzerin bei Beginn und bei Beendigung des Umganges sich verneigt. Es ist dabei zu bemerken, daß jeder Prinz dicht am Throne und zwar zur rechten Seite desselben der hohen Braut die Hand bietet, denn die Prinzen kommen links schließend, Einer nach dem Andern dem Throne auf der rechten Seite zunächst zu stehen, weil der abtretende Tänzer sich immer wieder am ersten Flügel der Prinzessinen aufstellt. Bei den Prinzessinnen verhält sich die Sache anders. Der durchschlagigste Bräutigam verneigt sich zunächst vor Ihrer Majestät der Königin, hierauf erfolgt der Umgang. Ihre Majestät die Königin tritt wieder unter den Thron und der durchschlagigste Tänzer verneigt sich vor Allerhöchsten derselben, schreitet sodann reculant nach der linken Seite des Thrones und bietet der nächststehenden Prinzessin seine Hand. Das tanzende Paar verneigt sich sodann vor dem Throne und sobald der Umgang beendigt ist, führt der Tänzer seine Tänzerin jedesmal an dieselbe Stelle zurück, auf welcher sie von Anfang an gestanden hat. Die Fackelträger verneigen sich nur dann erst wieder, wenn der letzte Umgang gemacht worden ist. Nach beendigtem Fackeltanze treten die Minister den Allerhöchsten und höchsten Herrschaften bis zum Eingange in das Königinnens-Bemach vor, woselbst die Fackeln von den dazu beauftragten 12 Fagen abgenommen werden, welche letztere dem Zuge bis zum Eingange der Fagen die hohen Neuvermählten eingerichteten Appartements vorkommen.“

Man sieht, es bedarf eines förmlichen choreographischen Studiums, ehe der Fackeltanz den dazu Befohlenen geläufig ist. Daß derselbe nur am preussischen Hofe stattgefunden habe, ist nicht richtig. Am Hofe zu Hannover wurde derselbe 1749 bei der Vermählung des Kronprinzen von Dänemark mit Louise von England gehalten. Die Vermählung des deposedirten Königs Georg feierte man ebenfalls mit einem Fackeltanze. 1634 und 1672 tanzte man in Copenhagen paarweise mit Fackeln.

Sämtliche Vermählungen, welche am kaiserl. preussischen Hofe in neuerer Zeit gefeiert wurden, behielten in ihrem Ceremoniell den Fackeltanz bei, der somit als ein historisches Fragment aus alter Zeit in die neue Sphäre hineintrug.

* Von Beschluß der kaiserlichen Vermählung der Prinzessin Marie von Preußen mit dem Prinzen Heinrich der Niederlande am 24. August 1873, wie üblich, der Fackeltanz bilden, der im Anbetrachte des neuen Festes bei Hofe abgehalten werden soll. Ueber den Ursprung und die historische Entwicklung dieses Tanzes, wie über seine gegenwärtige Ausführung, eines zuverlässigen und der jeder unserer geschätzten Mitarbeiter Hillt zu versichern, wird unsern Lesern genügt willkommen sein.

Dabeim-Anzeiger.

Bis Freitag Abend
in Leipzig einwirkende Inserate haben
Aufnahme in die acht Tage darauf
erscheinende Nummer.

Inserationspreis
für die vierspaltige Nonpareilzeile
über deren Raum
60 Pf.

(XIV, No. 46. Beilage zur Wochenausgabe. Ausgegeben am 17. August 1878. geschlossen am 10. August 1878.)

GOETHE'S
sämmliche lyrische und epische
Gesichte 1812
und Sprüche in Reimen und Prosa.
Mit einer Biographie Goethes.
(Octav-Ausgabe — 656 Seiten)
in höchst elegantem Ganzleinenband
nur 2 Mark.
Ernst Ziegler, Leipzig.
Vertriebsort.

Mycothanaton (Schwammöl).
Seit 1861 von Bohöden und Bantochnikern erprobtes Mittel zur radicalen Ver-
treibung u. Verhütung des **Hauschwammes**, sowie gegen Stock u. Fäulnis.
Bereit. Gebrauch-Anweis. u. Preis-Courant versenden auf Wunsch gratis u. franco.
BERLIN W. Leipziger-Strasse 107. **Hahn & Co.**, chemische Fabrik.

Zum Sedantage!
Der allgerne beliebte Bericht
S. R. Kaiser Wilhelm I. in Civil,
nach dem Leben vort. in Baden-Baden
im Herbst 1876 von Ad. Braun, Dornach,
hierfür umgehend direct in 4 Bänden zu 12,
5, 24 u. 4 Mark, nach Hannover einz. nach
Wunsch, der Vertreter der vort. Ausgabe von
A. Braun & Co. in Dornach: 1874
Hugo Grosser, Buch- u. Buchhandlung,
Leipzig, Langestraße 55.
N.B. Für sehr getreue Copie in Holzdruck
siehe „Kaiser nach dem Leben“, 1878, Nr. 24.